Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1894. 1894.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

16. Band, 4. u. 5. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.

Der Dakoromanismus.

Von

Prof. Dr. J. H. Schwicker,

Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses.

(Schluss.)

Budapest.

Gleichwohl pflanzten sich die dakoromanischen Irrlehren ungeschwächt fort. Die Hauptquelle blieb die Blasendorfer Schule in Siebenbürgen. Der hier gepflegte extreme Latinismus gab sich nicht nur in der geradezu lächerlichen Reinigung der Sprache und der Schrift kund, sondern er verfolgte auch unausgesetzt nationalpolitische Ziele. Die griechisch-orientalischen Stammesgenossen konnten ihren katholischen Brüdern nur langsam nachfolgen; denn es fehlten ihnen die materiellen und geistigen Mittel. Nichtsdestoweniger beobachtet man bei ihnen ebenfalls ein rühriges Vorwärtsstreben, welches gar bald sich auch auf die walachischen Fürstenthümer erstreckt. Im Jahre 1816 gründete der Siebenbürger Rumäne Georg Lázár zu Bukurest die erste rumänische Schule, aus welcher eine Reihe namhafter Männer hervorgieng, die zur Weckung und Verbreitung des dakoromanischen Geistes sowie zur politischen Erhebung des Volkes in der Moldau-Walachei entscheidend einwirkten. Lázár und seine Schüler haben die Rumänen hier erst ihrem Volksthum gewonnen. „Ihre Wirksamkeit," behauptet Elias Radulescu, „hat gleich dem Stabe Moses' die Finsternis verjagt, welche die Rumänen von ihrem gelobten Lande getrennt; sie hat das Rumänenthum aus dem Ägypten der Lügen herausgeführt und ihnen die Größe und Wahrheit ihrer Abstammung gezeigt."

Siebenbürgen war andauernd der Herd dieses Romanismus. Rumänische Lehrer, Professoren, Geistliche und Schriftsteller aus Siebenbürgen verpflanzten den Geist des Dakoromanismus in die Jugend und weckten das Verlangen nach der Vereinigung aller Rumänen.

Der Siebenbürger Fabian war es, der um das Jahr 1820 in seinem Gedichte: „Stimme der Zukunft" die großrumänische Idee zum erstenmale in die Dichtkunst brachte. Es heißt daselbst drohend:

„Ihr, meines Volkes Dränger, schon ist das End' Euch nah:
Die jetzt erwacht ist, zittert vor der Romania!
Millionenweis erheben sich ihre Kinder all
Vom Meer zur Theiß, vom Ister bis zum Karpathenwall!" [1])

Ebenfalls ein Siebenbürger, Andreas Mureschan, auch Maroschan, aus Bistritz, ist der Verfasser jenes Liedes „Wach' auf, Rumäne", das in den Bewegungen des Jahres 1848 eine große Rolle gespielt hat.

„Wach' auf, Rumäne, hast Du den Freiheitsruf vernommen
In Deinem Todesschlummer, drin Dich versenkt der Feind?
Auf, nütze diese Stunde — sie wird nicht wiederkommen —
Und schaffe Dir ein Schicksal, das Deiner würdig scheint!" [2])

Obgleich dieser Weckruf nicht vor Juni 1848 entstanden ist, also die große rumänische Volksbewegung, die zu der Versammlung vom 14. Mai 1848 geführt, nicht hervorgerufen hat, sondern weit eher dadurch veranlasst worden ist, so ist es doch zutreffend, wenn man dieses „Deştéptate Romane" als die „rumänische Marseillaise" bezeichnet, die auch heute das Rumänenthum begeistert.

Die eigentlichen Vorkämpfer des Dakoromanismus waren in den Vierzigerjahren unseres Säculums Timotheus Cipariu (1805 bis 1887) und Simeon Barnutiu (1808 bis 1864). Der Philologe Cipariu war vor allem Pfleger und Fortsetzer des Latinismus; sein Einfluss auf die rumänische Sprache und Literatur, namentlich aber auf die Erhaltung und Steigerung der Aspirationen des Rumänenthums in Ungarn war außerordentlich groß. Nach seiner Anschauung haben die Rumänen in ihrer geistigen Entwickelung sich an die

---

[1]) Rudow, l. c. S. 35.

[2]) Ebd. S. 66. Der Ideengang dieses Gedichtes erinnert übrigens an den „Weckruf" des ungarischen Dichters Petöfi, als dieser am 15. März 1848 seine Nation zur Freiheit aufforderte.

classische Cultur anzulehnen, also ihre Sprache der lateinischen nachzubilden und ihre Anschauungen nach denen der classischen Welt umzugestalten. „Das Princip an sich," meint Joan Slavici,[1]) „wäre ernst und edel; aber es ist schon darum unhaltbar, weil es bei den Rumänen eine classische Cultur voraussetzt, welche ihnen abgeht, und welche angesichts der modernen Cultur ihnen auch nicht beizubringen ist. So zehrte denn die ziemlich ungebildete Jugend an dem classischen Vorbild und machte (sich gegen die moderne Cultur sträubend und nach einem ihr unbekannten Ideal strebend) nur eine Caricatur davon. Zu einem entschieden gefährlichen wurde das Princip erst dadurch, dass andere es auch politisch zu verwerten suchten."

Unter diesen ragte besonders der obgenannte Simeon Barnutiu hervor, der in die Blasendorfer Schule einen socialistischen Geist brachte. Barnutiu war eine gewaltthätige, wahrhaft anarchistische Natur, in welchem der Nationalhass sich mit dem Classenhass des socialistischen Demagogen paarte. Gleich Cipariu war auch Barnutiu griechisch-katholischer Geistlicher, wurde aber wegen seiner ärgerlichen Lehren und wegen der schädlichen Beeinflussung der Jugend aus seiner Stellung entfernt. Hierauf widmete er sich den juridischen Studien und ward zuletzt von 1855 bis 1863 Professor der Rechte an der Universität zu Jassy. Seine Grundsätze lernt man aus seinem „Öffentlichen Rechte der Rumänen" („Dereptu publicu alu Romaniloru", Jassy 1867) kennen. Darin ist, wie Rudow[2]) bemerkt, „die nationale Ausschließlichkeit zur Verranntheit ausgebildet", so dass der Autor zu folgenden Forderungen gelangt: 1. das Christenthum muss, weil fremd, durch das römische Heidenthum ersetzt werden; 2. der Grund und Boden muss gleichmäßig vertheilt werden; 3. ein fremder Fürst ist gefährlich, daher zu entfernen, wenn auch nur ein Rumäne es will; 4. statt dessen muss Rumänien Freistaat werden mit gewählten Behörden; 5. Fremde dürfen keinen Grundbesitz erwerben, sondern sind auszuweisen, wenn es nöthig erscheint.

„Nach Barnutiu sind die Erben der römischen Cultur zugleich die Erben der römischen Rechte auf Dakien. Die römische Abstammung, die römische Sprache, der römische Geist, das römische Blut, das ganze römische Wesen der Rumänen soll sich empören gegen die unerhörte Ungerechtigkeit, welche die Nachkömmlinge der Römer seit Jahrhunderten

---

[1]) „Die Rumänen" (Wien und Teschen 1881), S. 231.

[2]) A. a. O. S. 120.

zu ertragen haben. Die ganze literarische Thätigkeit ist da, um dieser Empörung einen energischen Ausdruck zu geben. Wer das leugnet, der ist ein Verräther, und wer sich mit Sachen abgibt, die darauf keinen Bezug haben, ist ein Verirrter."[1])

Dass solche Lehren insbesondere in den Köpfen der Jugend großes Unheil stiften mussten, liegt auf der Hand. Daraus erklärt sich aber auch die rasende Begeisterung dieser Jugend für Barnutiu. Als dieser auf der Rumänenversammlung zu Blasendorf (Mai 1848) ankam, da spannte sich die begeisterte Menge vor seinen Wagen, er aber meinte, die Rumänen hätten lange genug das Joch getragen, und brachte so das Entzücken auf den Gipfel. In seiner Rede auf dieser Versammlung schilderte er die erlittenen Misshandlungen des rumänischen Volkes durch die Magyaren, wies die Kirchenunion zurück und forderte statt der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn die Einigung aller Rumänen, die auch angenommen wurde.

Von dieser Rede auf dem „Cimpul Libertei" (Freiheitsfeld) rühmt Aron Densusianu in seiner „Literaturgeschichte", dass unter allen dort gehaltenen Reden jene von Barnutiu die „denkwürdigste" gewesen. Sie war von „antiker Fassung", nicht nur hervorragend nach der Form, „in welcher der ausgezeichnete Tribun seine Gedanken und Ideen niedergelegt hatte", sondern auch „groß, von unberechenbaren und unermesslichen Consequenzen, so dass man fragen dürfe, ob jemals an irgendeinem Orte eine Rede von solcher unbegrenzter Tragweite gehalten worden sei".

Das ist jedenfalls ein überschwengliches und darum ungerechtes Lob. Folgen und zwar weittragende, tief beklagenswerte Folgen hatte diese Rede und die ähnlichen Ansprachen der anderen dakoromanischen Agitatoren allerdings: die zahlreichen niedergebrannten adeligen Kurien, die eingeäscherten Dörfer, die Ruinen von Zalathna, Abrudbánya und Nagy-Enyed sowie das vergossene Blut der Erschlagenen geben hiervon traurige Zeugnisse. Der Dakoromanismus hat hier seine eigentliche Natur abermals in schrecklicher Weise bethätigt.

Die Bewegung der Rumänen in Siebenbürgen stand im Jahre 1848 mit den Rumänen jenseits der Karpathen in engsten Beziehungen. Nach Hermannstadt wurde Bukurest der Sammelpunkt der leitenden Männer, deren ausgesprochener Zweck die Vereinigung aller Rumänen war. Zu diesem Behufe hatten sie ihre Emissäre auch nach Wien,

---

[1]) Slavici, l. c. S. 231 bis 232.

Frankfurt und Paris gesandt und mit allen Umsturzmännern der damaligen Zeit Anknüpfungen und Verbindungen gesucht. Das Ideal blieb die Losreißung Siebenbürgens, des östlichen Ungarns bis an die Theiß und der Bukowina von ihrem bisherigen Staatsverbande und die Vereinigung dieser Gebiete mit den moldo-walachischen Fürstenthümern zu dem ersehnten Großrumänien. So hatte der nach Frankfurt entsandte Joan Maiorescu, seit 1847 Schulrath, bei dem Frankfurter Parlamente den Vorschlag eingereicht, Ungarn und Rumänien (bis zur Theiß) selbständig zu machen. Später wurde derselbe Mann Redacteur der rumänischen Ausgabe des kaiserlichen Reichsgesetzblattes in Wien, blieb aber stets ein Fürsprecher und Verbreiter der dakoromanischen Annexionspolitik.

Die revolutionäre Bewegung wurde unterdrückt, der Friede, die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, aber jenes dakoromanische Ideal konnte nicht mehr verbannt werden; es blieb und beherrscht seitdem den Geist und das Gemüth des rumänischen Volkes, es wurde zum goldenen Traum, den die Dichter besingen, zum Ziele, nach welchem die Politiker streben.

Wohl gab und gibt es einzelne, die mit Einsicht und Klugheit das Widersinnige und Undurchführbare dieser großrumänischen Idee erkannt und bekämpft haben. Der Bedeutendste unter diesen Männern war sicherlich der erste Erzbischof von Hermannstadt, Andreas Freiherr v. Schaguna (1800 bis 1873), dessen politisches Programm Slavici, ein großer Verehrer des Erzbischofs, folgenderweise charakterisiert.[1])

„Schaguna sah es vor allem ein, dass die Rumänen sich unter keinen Umständen gegen die Habsburgische Dynastie leiten lassen, und dass jeder, der ihre Mitwirkung sucht, im Namen des Kaisers in ihrer Mitte erscheinen muss. Die Macht und die Gnade sind nach der traditionellen Ansicht des Rumänen beim Kaiser, und niemand kann sie anders als im Namen des Kaisers üben. Die Idee der bürgerlichen Freiheit ist dem Rumänen noch fremd: er fasst sein Recht immer nur als ein kraft kaiserlicher Gnade verbürgtes auf, und wird ihm ein Unrecht zugefügt, so klagt er nie den Kaiser an, sondern seine ‚Diener‘, welche die ihnen übertragene kaiserliche Macht missbrauchen. Nach der Anschauung des Rumänen ist der Kaiser im Reiche wie der Vater in der Familie. Dem entsprechend fasste Schaguna im Wiener verstärkten Reichsrathe im Jahre 1860

---

[1]) „Die Rumänen“, S. 208.

sein oberstes politisches Princip in den Satz zusammen: ‚Die Einheit der Monarchie mit den Attributen, die Seine Majestät bestimmen wird.‘ Darum verwarf der Erzbischof jede directe Verständigung zwischen den Rumänen und den Magyaren. Nach seiner Ansicht sind alle Völker des Reiches an die gemeinsame Dynastie gewiesen, und jede unmittelbare Verständigung unter sich schließt den Gedanken einer Action gegen die Dynastie in sich.“

Wenn aber Slavici hinzufügt, das seien „die leitenden Gedanken der modernen rumänischen Politik“, so war das schon im Jahre 1881, da er dies geschrieben, nicht mehr zutreffend und ist es heute noch weniger. Denn sowohl der hochangesehene und um sein Volk und seine Kirche vielverdiente Erzbischof Schaguna als auch die anderen Männer seiner streng dynastischen und politisch gemäßigten Gesinnung, wie z. B. die Brüder Freiherren v. Hurmuzaki, der jetzige Bischof Popea u. a., konnten es nicht verhindern, dass die dakoromanische, die ultranationale Idee stets weitere Kreise ergriff und auch im Volke tiefere Wurzel fasste.

In Schagunas Nähe wirkte die Blasendorfer Schule des extremen Latinismus fort, und dieser gelang es, sich nach manchen Schwierigkeiten auch der Presse zu bemächtigen. Der Begründer des rumänischen Zeitungswesens in Siebenbürgen war der im Jahre 1812 geborene Georg Baritiu (gest. 1892),[1]) der im Jahre 1838 zu Kronstadt ein literarisches Wochenblatt, „Foia pentru minte, inima si literatura” (Blätter für Geist, Gemüth und Literatur), gründete und in demselben Jahre auch die Concession zur Herausgabe eines politischen Blattes, der noch heute bestehenden „Gazeta Transilvaniei”, erhielt. Dieses Blatt übte auf den Gang der öffentlichen Dinge in Siebenbürgen und in den benachbarten Fürstenthümern erheblichen Einfluss aus, obgleich es seiner antirussischen Haltung wegen seit 1842 dort verboten war. Nichtsdestoweniger wurde es in zahlreichen Exemplaren über die walachische Grenze geschmuggelt. Rumänische Marktweiber brachten in ihren Busen versteckt die verbotene Zeitung den Lesern in den Fürstenthümern. An der Bewegung der Jahre 1848 und 1849 hatte Baritiu lebhaften Antheil genommen; er war Vicepräsident der großen Rumänenversammlung bei Blasendorf und blieb auch später einer der Hauptführer der „Rumänischen Nationalpartei“, welche im Jahre 1869 auf der Versammlung zu Reps dem ungarischen Verfassungsleben

1) Vgl. „Romänische Revue“ 1892, S. 376 ff.

gegenüber für die Rumänen die Passivitätspolitik proclamierte und seitdem an diesem Standpunkte bis zum heutigen Tage festgehalten hat.

Der rumänische Nationalcongress formulierte im Jahre 1881 das politische Nationalprogramm genauer, und Baritiu schrieb, wie schon erwähnt, dazu einen ausführlichen historisch-politischen Commentar, der neben vielen historischen Irrthümern, willkürlichen Annahmen und Behauptungen noch eine Reihe unerfüllbarer Forderungen aufstellt und voll Misstrauen und feindseliger Gesinnung gegen die Ungarn und den ungarischen Staat ist. In diesem Geiste wird die Politik des rumänischen Volkes in Ungarn und Siebenbürgen seither geleitet. Im Hintergrunde dieser Passivitätspolitik steht aber unverrückt das Ideal der Rumänen, die Verwirklichung der dakoromanischen Idee, welche der Freund und Gesinnungsgenosse des Georg Baritiu, Alexander Papiu Ilarianu (1828 bis 1877), ebenfalls ein Siebenbürger Popensohn, als Justizminister der vereinigten moldo-walachischen Fürstenthümer im Jahre 1860 dem damaligen Fürsten Cusa in einer Denkschrift über die endgiltigen Zwecke einer jeden rumänischen Politik genau formulierte und eingehend zu motivieren versuchte.[1]) Darin werden folgende politische Gedanken ausgeführt.

Das rumänische Ideal ist die Vereinigung sämmtlicher Rumänen zu einem politischen Körper, d. h. Dakorumänien. Wenn es den Deutschen und den Magyaren freisteht, ein bis zum Schwarzen Meere reichendes Deutschland oder Ungarn zu projectieren, weshalb soll es den Rumänen verwehrt sein, an die Verwirklichung eines goldenen Traumes zu denken? Die rumänischen (!) Länder und zwar die Walachei, die Moldau (mit Bessarabien und der Bukowina), Siebenbürgen (mit dem Banat und den Comitaten Bihar und Marmaros bis zur Theiß) haben eine Ausdehnung von 5720 Quadratmeilen. Dieses Gebiet wäre so groß wie Italien oder Großbritannien, mit einer Bevölkerung von zehn Millionen Seelen, unter welchen es kaum eine Million Fremde (!) gäbe. In nationaler Hinsicht wäre also der ideale rumänische Staat einer der homogensten in Europa. In strategischer Hinsicht wäre kein zweiter europäischer Staat mehr begünstigt. Die goldenen Karpathen Siebenbürgens wären die natürlichen Schutzwälle für ganz Rumänien. Wer Herr dieses strategischen Mittelpunktes ist, der ist zugleich Herr von Siebenbürgen

---

[1]) Die Denkschrift wurde in der „Rivista" des Gregor Focilescu, 1883, S. 123 bis 146 veröffentlicht.

und somit des Gebietes bis zur Theiß, beziehungsweise bis zum Schwarzen Meer. Ohne Siebenbürgen haben die rumänischen Fürstenthümer keine Zukunft...

Das Memorandum wirft sodann die Frage auf, ob ein Groß-rumänien, wenn die Umstände das Zustandekommen desselben begünstigen würden, auch die Interessen Westeuropas zu versöhnen geeignet wäre. Bei der Antwort auf diese Frage bemerkt der Verfasser, dass die europäischen Staatsmänner darüber einer Ansicht zu sein scheinen, dass Europa eines mächtigen Donaustaates bedürfe, welcher Russland gegenüber das europäische Gleichgewicht aufrecht zu halten helfen würde. Dieser Donaustaat sollte aber, wie Papiu meint, weder ein österreichischer noch ein ungarischer, sondern ein rumänischer sein. Die Denkschrift erörtert hierauf die Aufgaben der Rumänen, wenn dieses große Ziel erreicht werden soll. Diese Aufgaben wären:

A. Im Lande. Die Wehrkraft muss um jeden Preis organisiert und vermehrt werden. Die Regierung möge die öffentliche Meinung und das Vertrauen der Nation durch eine gute Justiz gewinnen. Der Fürst möge versuchen, das Herz des Volkes zu gewinnen, indem er den Bauernstand mit Grund und Boden versieht. Es möge ein nationaler Mittelpunkt für das Unterrichtswesen geschaffen werden. Zur Sanierung der Finanzen der Nation sind eventuell die Güter der Klöster zu säcularisieren.

B. Im Auslande. Der Fürst muss zu Italien und Frankreich im besten Verhältnisse stehen. Die rumänischen Agenten sollen nicht aufhören, die Regierungen dieser Länder zu überzeugen, dass Siebenbürgen ein rumänisches Land ist. Die rumänische Regierung soll sich nicht nur mit Russland, sondern auch mit Österreich die Freundschaft nicht verderben. Die Freundschaft zu Österreich darf aber nie so weit gehen, dass die rumänische Regierung je die Erlaubnis zur Errichtung deutscher Colonien auf dem Gebiete der Fürstenthümer ertheile und der Ausbreitung der österreichischen Consular-Jurisdiction zustimme. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten soll die Regierung auch mit den Völkern in Eintracht leben. Sie wird sogar gut thun, auch die Magyaren anzuhören, wobei sie aber nie vergessen darf, dass die Magyaren unversöhnliche Feinde der Rumänen und der nationalen Existenz derselben sind. Man müsste den Magyaren begreiflich machen, dass es für sie im Falle einer Revolution besser wäre, wenn die siebenbürgischen Rumänen nicht ihre Feinde wären. Mit wem sollen es die armen siebenbürgischen Rumänen halten, wenn die

Magyaren revolutionieren? Es fehlen ihnen leider die Führer. Sie erwarten ihre Befreiung von den Fürstenthümern. Im Falle des Ausbruches einer ungarischen Revolution können die siebenbürgischen Rumänen Siebenbürgen unmöglich den Ungarn verrathen (!), wie diese wünschen. Ebenso gefährlich ist es aber, für die perfiden Deutschen zu kämpfen. Ein innerer Trieb zwingt die siebenbürgischen Rumänen zu glauben, dass sie im Falle einer ungarischen Revolution nicht mit der Faust im Sacke stehen bleiben könnten. Eines ist gewiss, die Rumänen jenseits der Karpathen wären alle bereit, für den Fürsten Cusa zu sterben. Die siebenbürgischen Rumänen sind begeisterter und treuer als die übrigen Rumänen.

Das Document schließt mit den Worten: „O Fürst und Herr von Rumänien! Der Genius der rumänischen Nation helfe Dir, damit Du mit Weisheit den Tod des Helden Michael rächest und der glückliche Vollstrecker des Planes des größten Fürsten und Herrn seiest, den Trajans Dakien je besaß!"

Um den im „Memorandum" Papius wiederholt vorkommenden Hinweis auf den Ausbruch einer Revolution in Ungarn zu verstehen, sei erinnert, dass Papiu seine Denkschrift im Jahre 1860 verfasste, also zu einer Zeit, da unter dem Fürsten Cusa zwischen diesem und der ungarischen Emigration Conventionen über die Revolutionierung Ungarns abgeschlossen worden waren. In diesen Conventionen war auch von der Regelung der Nationalitätenfrage in Ungarn die Rede, ja es wurden hierüber förmliche Vertragspunkte vereinbart.[1]) Der damalige moldauische Ministerpräsident, Michael Kogalnitscheanu, hatte in der Sitzung der rumänischen Kammer vom 25. Februar 1886 diese Beziehungen der Regierungen der Moldau-Walachei zu Kossuth des eingehenden erörtert, und hierbei erklärte Kogalnitscheanu, dass auch er sich zum Dakoromanismus bekenne, doch „nur als Historiker, nicht als Politiker"![2])

Diese Unterscheidung ist zwar sehr klug, verliert aber in der Praxis an Wert und Bedeutung, wenn man erwägt, dass bei Ertheilung und Pflege des historischen Unterrichtes und des historischen Studiums im Sinne und Geiste des Dakoromanismus diese Idee allmählich zur festen Überzeugung sich gestalten muss, welche dann auch die Auffassung der Dinge im praktischen Leben bestimmt sowie die Ent-

---

[1]) Vgl. Ludwig Kossuth, „Meine Schriften aus der Emigration" (deutsche Ausgabe, Preßburg und Leipzig 1880), gr. 8. Bd. I. S. 417 ff.

[2]) Siehe „Romänische Revue" 1886, S. 135 ff.

würfe und Handlungen der einzelnen und des gesammten Volkes beeinflusst. Der ganze weitere Entwicklungsgang der großrumänischen Idee bestätigt diese Behauptung. Wer heute die Lage der Dinge sowohl im Königreiche Rumänien als auch unter den Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen unbefangen prüft, der kommt gar bald zur Erkenntnis, dass innerhalb der letzten dreißig Jahre das dakoromanische Programm Papius zum großen Theile bereits verwirklicht worden ist, theils dieser Verwirklichung entgegenreift, falls nicht noch in letzter Stunde die richtigen Gegenmaßregeln in kluger Weise getroffen und beharrlich durchgeführt werden. Papius „Denkschrift" enthält das nationalpolitische Glaubensbekenntnis des Dakoromanismus; man begegnet seinen Wirkungen allenthalben in den Äußerungen und Kundgebungen der rumänischen Gelehrten, Schriftsteller, Professoren, Politiker und Staatsmänner; sie bilden den Ausgangspunkt jener weitverbreiteten Agitation, welche namentlich in unseren Tagen eine ungewöhnliche Ausdehnung und Energie angenommen hat.

Es würde den uns zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten, wollten wir diese Äußerungen und Bethätigungen des Dakoromanismus in ihrem ganzen Umfange hier darzustellen versuchen. Wir müssen uns mit der Anführung einiger Thatsachen begnügen, welche indessen vollkommen ausreichen, um zu beweisen, was für eine Natur und Wesenheit der „theoretische" Dakoromanismus des Historikers Kogalnitscheanu angenommen hat. Sein Ministercollege Papiu war in diesem Punkte offenherziger.

Kogalnitscheanu beschwerte sich in seiner oben angeführten Rede, dass man in Ungarn die Rumänen des Dakoromanismus und des Irredentismus beschuldige, weil in den Schulen Rumäniens ein Atlas des verstorbenen Trebonian Laureanu benützt werde, in welchem „auch Siebenbürgen als ein Theil des alten Dakien angeführt erscheine". Kogalnitscheanu war im Irrthum; man ist in Ungarn über das Wesen und die Mittel der dakoromanischen Bewegung besser unterrichtet, obgleich die leitenden Kreise des Landes dieser Angelegenheit leider nicht jederzeit die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Wäre das der Fall gewesen, dann hätte man sicherlich nicht jene Eröffnungsrede ignoriert, welche Timotheus Cipariu, Domherr aus Blasendorf in Siebenbürgen, am 1. August 1867 in der literarischen Akademie zu Bukurest gehalten hat. Darin heißt es: „Von heute an

wird die rumänische Nation in cultureller Hinsicht zu einem Körper. Das ‚romanische Vaterland' (patria Romana), die ‚romanische Sprache' waren bisher von den Hunnen (Magyaren), Slaven, Türken und anderen niedergetreten. Wohl haben wir die Befreiung des Vaterlandes, der Sprache begonnen; aber nur erst begonnen, noch nicht vollführt. Wir müssen sie fortsetzen und vollenden. Die gänzliche Befreiung des Vaterlandes ist die Aufgabe der Staatsmänner Rumäniens."

Aus welchem Theile das „romanische Vaterland", die „patria Romana" besteht, das zeigt nicht bloß der Atlas Laureanus vom alten Dakien, sondern das lehrt noch weit deutlicher und bestimmter die „Geschichte der Rumänen" desselben Verfassers.[1]) Dieses Buch ist das Lehrbuch der Geschichte für die Gymnasien, in seinem ersten Theile enthält es die Geographie nicht des „alten", sondern des „modernen" Dakien, d. i. Großrumäniens. Darnach zerfällt die „patria Romana" in folgende Gebiete: a) „Romania australe", d. i. die frühere Walachei; b) „Romania orientale", d. i. die ehemalige Moldau; c) „Marmorošu", d. i. das östliche Ungarn (Marmaroser Comitat); d) „Crišiana", d. i. das Gebiet der drei Körösflüsse bis an die Theiß; e) „Temešiana", d. i. das Temeser Banat; f) „Transilvania", d. i. Siebenbürgen; g) Bukowina und h) Bessarabien. Laureanu beansprucht also für das „einheitliche" Vaterland der Rumänen ganz in Übereinstimmung mit der „Denkschrift" des ehemaligen moldauischen Justizministers Papiu eine Reihe fremder Länder und Gebiete, er lehrt offen Annexionspolitik und zwar mit Gutheißung und Zustimmung der rumänischen Regierung. In dem geschichtlichen Theile seines weitverbreiteten und vielbenützten Lehrbuches erzählt er die Geschichte des römischen Kaiserreiches, dann die Geschichte des bulgarischen Reiches und die Geschichte von Byzanz ganz unbekümmert als „Geschichte der Rumänen". Diese an sich kindische Eitelkeit hat gleichwohl ernste Zwecke im Auge. Es ist eine systematische Entstellung der historischen Wahrheit, eine absichtliche Irreleitung des jugendlichen Geistes zum Zwecke des einseitigen, extremen Nationalismus. Die Lüge: „Was römisch ist, das ist auch rumänisch!" soll hier durch die Geschichte als Wahrheit dargethan werden. Die Folge dieses Missbrauches der Geschichte konnte nicht ausbleiben.

Am 22. Februar 1886, also zur selben Zeit, als Kogalnitscheanu seine oberwähnte Kammerrede hielt, sagte der Senator

[1]) „Istoria Romaniloru." 4. Aufl. Bukurest 1873. gr. 8.

Marzescu im rumänischen Senate zu Bukurest unter anderem: „Das Ideal für uns Rumänen ist, dass alle Rumänen zu derselben politischen Einheit, zu demselben Staate gehören!“ Und dann berief er sich darauf, dass „die Lehrer der Geschichte an sämmtlichen Nationalschulen Rumäniens nichts anderes thun, als tagtäglich jene Aspirationen vertheidigen, welche das Eigenthum eines jeden Rumänen sind“.

Als der französische Schriftsteller Eduard Marbeau im Jahre 1881 in Jassy ein Mädchenpensionat besuchte, wurde daselbst in Gegenwart des Präfecten eine Prüfung abgehalten. Der Präfect wollte sich im Namen der Regierung davon überzeugen, ob der Unterricht im nationalen Sinne ertheilt werde. Es wurde ein Fräulein aufgerufen, es solle die „rumänischen Länder“ herzählen. Das Fräulein zeigte auf der Karte die Grenzlinien am Prut, die Karpathen und die Donau. Die fragende Lehrerin unterbrach die Schülerin: „Mein Kind, man fragt, welches die Länder seien, deren Einwohner Rumänen sind.“ Und die Gefragte fuhr fort: „Die rumänischen Länder umfassen die Walachei und die Moldau; Bessarabien, das die Russen; die Bukowina, welche die Österreicher; Siebenbürgen und das Temesvárer Banat, welche die Magyaren occupiert haben.“ Auch Serbien, Makedonien, Epirus und Thessalien gehören noch zu den „rumänischen Ländern“.[1])

Einen weiteren Beweis davon, dass die dakoromanischen Lehren in den Schulen der Rumänen (und zwar nicht nur im Königreiche Rumänien) thatsächlich vorgetragen und dann durch die studierende Jugend weiter verbreitet werden, hat man in den Erscheinungen des letzten Decenniums.

Jene Reden von Kogalnitscheanu und Marzescu wurden veranlasst durch die Ausweisung einiger aus Siebenbürgen und Rumänien ausgewanderter Agitatoren, welche ein „Actions-Comité der rumänischen Irredenta“ gebildet hatten und in dessen Namen am 18. August 1885 eine wahre Brandschrift an alle Rumänen veröffentlichten. In diesem in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Schriftstück werden die Rumänen zum Vernichtungskampfe gegen die Magyaren, diese „modernen Hunnen“, aufgerufen und zwar zu einem förmlichen Kampfe mit Mord, Brand und Raub. Der leidenschaftlichste Rassenhass wird hier gepredigt, die ärgsten Brutalitäten und Vergewaltigungen als erlaubt hingestellt, jede Verständigung mit den Magyaren als Abfall

---

[1]) Marbeau, „Un nouveau royaume“ (Paris 1881), S. 52, 53.

und Verrath am eigenen Volksthum erklärt. „Wendet den Rücken jenen Nichtswürdigen, die Euch von Vernunft und Geduld reden!“ Und dann hetzt dieser sinnlose Fanatismus gegen ganz Europa, insbesondere aber gegen die „lateinische Rasse“, für welche die Leiden und Wünsche der Rumänen nicht existieren. „Die Lateiner des Westens bankettieren mit Euren Tyrannen und kümmern sich nicht um das Häuflein Brüder, die unter dem Joche ihrer Freunde, dieser asiatischen Horde, ächzen.“ Ebenso hasserfüllt äußert sich dieses Pamphlet gegen den Kaiser, der ein Tyrann, ein Feind und Verächter der Rumänen sei.

Zum Schlusse kommt dann der Dakoromanismus unverhüllt zum Ausbruche. Es werden alle Rumänen zur That aufgefordert. Überall möge die Fahne der rumänischen Irredenta entfaltet werden. „In den Familien, in der Schule, von den Soldaten werde die Idee der Solidarität sämmtlicher Rumänen, der Gemeinsamkeit ihrer Wünsche, der Nothwendigkeit der gegenseitigen heiligen Hilfe cultiviert. Dem Kinde in der Familie und in der Schule muss gesagt werden, dass unser Vaterland durch die Magyaren entzweigerissen ist; dem Soldaten muss gesagt werden, dass die wahre und wirkliche Erstarkung des rumänischen Reiches erst dann eine vollständige sein wird, wenn Siebenbürgen in unserem Besitze ist; endlich möge sich jeder denkende Rumäne überzeugen, dass die wirkliche und dauernde Garantie der Unabhängigkeit seines Vaterlandes weder in Verträgen noch in der von heute auf morgen veränderlichen Politik, sondern in der Vollendung unserer politischen Einigung zu finden ist. Es wäre für Rumänien das entsetzlichste Unglück, wenn Siebenbürgen ihm entgienge; es wäre der Vorläufer des Unterganges von Rumänien . . .“

Dieser giftige Hass, diese leidenschaftliche Wuth, dieser rasende Fanatismus hat leider dies- und jenseits der siebenbürgischen Karpathen beim rumänischen Volke Eingang und Zustimmung gefunden. Die Lehren des Dakoromanismus und seines Ausläufers, des rumänischen Irredentismus, sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Die „Denkschrift der Universitätsstudierenden Rumäniens über die Lage der Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen“ [1]) und die noch umfassendere Broschüre „Die Rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn“ [2]) bezeugen diese Thatsache in unverkennbarer Weise.

---

[1]) Bukurest 1890, 4., 56 S.

[2]) Replik der rumänischen akademischen Jugend Siebenbürgens und Ungarns. Wien, Budapest, Graz, Klausenburg 1892. Lexikonformat, VIII und 172 S. Mit einer ethnographischen Karte.

„Wenn auch die Rumänen," heißt es in der letztgenannten Schrift, „durch politische Grenzen voneinander geschieden sind, so ist unter ihnen das Bewusstsein der nationalen Stammeszugehörigkeit sehr ausgebildet. Es ist daher nur natürlich, wenn sich jedem Betrachter die Anschauung aufdrängt, dass die rumänische Nation, welche einen namhaften homogenen Körper bildet, einmal sich auch in ein einheitliches Ganzes, in einen einheitlichen Staat formen könnte . . . Es ist ganz zweifellos, dass, wenn die große Masse des rumänischen Volkes befragt würde, ob sie die politische Vereinigung mit dem Königreiche Rumänien in einen einheitlichen Staat wünsche, sie sofort bejahend antworten würde.... Heutzutage können wir nicht leugnen, dass unter den Rumänen sich Bewegungen bemerkbar machen, welche immer größere Dimensionen anzunehmen drohen und dahin zielen, die politische Vereinigung aller Rumänen zu verwirklichen . . ."

Mögen einzelne rumänische Wortführer dieser irredentistischen Annexionspolitik gegenüber auch eine ablehnende und bekämpfende Haltung einnehmen, so geschieht dies, wie z. B. bei dem Schriftsteller Slavici und bei dem Politiker Jonescu, zumeist weniger aus sachlichen Gründen als vielmehr aus Motiven der Klugheit, der Opportunität und der Ausführbarkeit. In thesi besteht bei den Rumänen hinsichtlich dieser Frage leider kaum ein Unterschied. Wo noch ein solcher vorhanden ist, da sucht die am 24. Jänner 1891 in Bukurest begründete „Liga pentru unitatea a Romanilor" (Liga zur Vereinigung der Rumänen) entgegenzuarbeiten.

Zwar in den Statuten dieser „Liga" heißt es (§ 2): „Der Zweck dieser Institution ist, das Bewusstsein der Solidarität im ganzen rumänischen Volke zu pflegen und eine Bewegung zu schaffen, welche die culturelle Mission der Rumänen im Oriente rechtfertigen soll." Allein in Wahrheit und Wirklichkeit sind es dennoch vorwiegend nationalpolitische Ziele, welche die rumänische „Liga" verfolgt und zu erreichen sucht. Die „Liga" hat eine über alle Länder, wo Rumänen wohnen, ausgebreitete Organisation, welche vom Centralcomité in Bukurest abhängig ist und von diesem geleitet wird. Sie verfügt über namhafte Geldmittel, ihre Agenten sind unermüdlich und überall zu finden. Man begegnet ihnen sowohl in Makedonien und Istrien wie in Österreich, Ungarn und Serbien; nur nach Bessarabien wagen sie sich nicht, und doch wäre gerade dort ein reiches Feld zur Schützung und Bewahrung des rumänischen Volksthums, das der

schonungslosesten Russificierung unterworfen ist, zu finden. Eine ganz besonders intensive Thätigkeit entfaltet die „Liga" bei den Rumänen in Ungarn und Österreich, wobei sie zugleich die Anschauung vertritt, dass diese Agitation keineswegs gegen die habsburgische Monarchie gerichtet sei, da ja die „föderative Umgestaltung" dieser Monarchie nur zu deren Heile gereichen würde. Darum ist die „Liga" nicht bloß mit den Slovaken und Serben in Ungarn, sondern auch mit den Croaten, dann mit den Czechen, Slovenen und Dalmatinern in Beziehung getreten, um eine „Solidarität" aller Nationalitäten herzustellen und die staatsrechtliche Gestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie im Sinne der nationalistisch-föderativen Grundsätze zu verändern. Die Wortführer des extremen Nationalismus bei diesen Volksstämmen begegnen einander überdies in der Abneigung gegen die staatserhaltenden Deutschen und Magyaren, die deshalb als die „gemeinsamen" und „natürlichen" Feinde hingestellt und bekämpft werden.

Die „Liga" hat ferner ihre Agenten an verschiedenen Punkten Westeuropas, sie beeinflusst durch sie und wohl auch mit anderen Mitteln einen beträchtlichen Theil der Tagespresse, verbreitet Flugschriften, veranstaltet zu Gunsten des ländersüchtigen Dakoromanismus Volksmeetings u. dgl. Diesen Agenten ist die neuestens „brennend" gewordene „rumänische Frage" in Makedonien vorwiegend zuzuschreiben; unter ihrem Schutze wurde im Jahre 1893 der albanesische Verein „Drita" gegründet, an dessen Spitze der gewesene rumänische Unterrichtsminister Basilius Urechia steht, und der in Bukurest eine rumänische Schule errichtet hat zu dem Zwecke, für die in der Türkei lebenden Albanesen Lehrer heranzubilden, um so diese „Brudernation mittelst der rumänischen Sprache und Cultur aus der ägyptischen Finsternis des griechisch-phanariotischen Geistes zu befreien".[1]) Unter denselben Einwirkungen wurde auch unter den nahezu völlig slavisierten Rumänen (rumeri) Istriens „der nationale Geist" erweckt, so dass mehrere junge Leute von dort nach Bukurest geschickt wurden, um hier die rumänische Sprache sich vollkommen eigen zu machen und dann in ihrer Heimat eine „Renaissance der rumänischen Cultur" hervorrufen zu können.[2])

In Ungarn begnügt sich die „Liga" nicht bloß mit der Ausstreuung und Verbreitung von Anklagen und Beschuldigungen gegen

---

[1]) Vgl. Dr. Jancsó, „A dakoromanismus és a magyar kulturpolitika." (Der Dakoromanismus und die ungarische Culturpolitik.) Budapest 1893. Erstes Heft, S. 30 ff.

[2]) Ebd. S. 35 bis 36.

Staat und Gesellschaft sowie mit der Beeinflussung der ausländischen Presse gegen Ungarn, sondern sie mischt sich auch thatsächlich in die Kirchen- und Schulangelegenheiten der ungarisch-siebenbürgischen Rumänen ein. Auf dem Wege der „Liga" verwendet die rumänische Regierung aus ihren Dispositionsfonds jährlich 150.000 Francs zur Förderung rumänischer Culturzwecke in Siebenbürgen.[1])

Dass die verschiedenen Regierungen in Rumänien von der Zulassung oder Begünstigung der dakoromanischen Aspirationen nicht freizusprechen sind, dafür sind gleichfalls deutliche Zeugnisse vorhanden. Diese Regierungen haben es nicht bloß gestattet, dass die akademische Jugend in Bukurest und Jassy in der oberwähnten „Denkschrift" Ungarn vor Europa der Verfolgung und Unterdrückung der Rumänen in Siebenbürgen und Ungarn beschuldigte und außerdem eine weitgehende Agitation in und außer dem Lande einleitete und unterhielt, sondern es haben einzelne Mitglieder dieser Regierungen zu verschiedener Zeit in mehr oder weniger deutlicher und bestimmter Form diese Umtriebe geradezu gebilligt, sich sogar daran betheiligt, oder sie bekundeten in anderer Weise, dass auch sie Anhänger, Freunde und Gönner des großrumänischen Ideals sind.

Wir haben schon weiter oben der Minister Papiu, Kogalnitscheanu und Urechia gedacht, welche sich in den Dienst des Dakoromanismus gestellt hatten. Ihre Nachfolger und zwar ohne Unterschied der politischen Parteien: conservative, liberale und radicale segelten nicht selten in demselben Fahrwasser. Der Chef des jetzigen rumänischen Cabinets, Catargiu, war es, der im Jahre 1885 als Führer der damaligen Opposition in der Presse wie im Parlamente die „siebenbürgische Frage" aufgeworfen und zur Sprache gebracht hatte. Zu seiner Partei gehörte auch der Senator Marzescu, dessen dakoromanische Äußerungen wir schon angeführt haben. Der damalige Chef des Cabinets, Joan Bratianu, und der Unterrichtsminister Demeter Sturdza wiesen die Forderungen der Dakoromanen energisch zurück und verurtheilten in der kräftigsten Weise das Treiben der rumänischen Emigranten aus Siebenbürgen, welche die ihnen im Königreiche gewährte Freistatt dazu benützten, „um auf schändliche Art ihre Taschen zu füllen; die aus der Lüge und Verleumdung ein einträgliches Gewerbe machen".[2]) Derselbe Demeter

---

[1]) Ebd. S. 36.

[2]) Ebd. II., S. 33.

Sturdza, der im Jahre 1886 also gesprochen, ist gegenwärtig einer der eifrigsten Beförderer des rumänischen Irredentismus. Das Hauptorgan der Liberalen in Rumänien, die „Vointa Nationala", steht Sturdza sehr nahe, und in diesem Blatte wird das jetzige conservative Ministerium, dessen Chef, Catargiu, die „siebenbürgische Frage" aus Parteitaktik einst aufgeworfen hatte, eben wegen dieser „Frage" heute am heftigsten bekämpft.

Titus Maiorescu, der Gründer der neuen literarischen Schule in Rumänien, das Haupt der sogenannten „Junimisten", welche jetzt auch auf politischem Gebiete die Führerschaft in Händen haben und eine conservativ-liberale Politik im Ministerium und Parlament vertreten — Titus Maiorescu, der wiederholt das Unterrichtsportefeuille bekleidete und fortdauernd zu den maßgebendsten Persönlichkeiten der Conservativen gehört, dieser jedenfalls geistig hervorragende Mann steht gleichfalls unter dem Einflusse der dakoromanischen Idee. Als Unterrichtsminister äußerte er im December 1870 gegenüber einem Correspondenten der Berliner „Kreuzzeitung" unter anderem den Wunsch, dass Russland sich in die inneren Angelegenheiten Ungarns einmischen und bei seinen politischen und strategischen Combinationen die Nationalitätszustände Siebenbürgens in Betracht ziehen möge. Dabei gab er der Hoffnung Ausdruck, dass im Interesse der ungarischen Rumänen „die österreichische Krone für diese ihre erprobten Getreuen ins Mittel treten werde". Auch stellte er in Aussicht, die Bukarester Regierung werde ihr Verhalten gegen die Magyaren schon in kürzester Zeit ändern, und er zweifelte, ob Rumänien sich dem Dreibunde anschließen könne, sobald die Rumänen in Ungarn nach anderer Seite hin gravitieren.[1])

Diese Frage eines etwaigen Anschlusses Rumäniens an den mitteleuropäischen Friedensbund bildete zu derselben Zeit den Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen in der rumänischen Kammer, bei welcher Gelegenheit der Minister des Äußeren, Lahovary, der auch gegenwärtig dieses Ressort leitet, die „siebenbürgische Frage" gleichfalls berührte. Über jenen Anschluss gab der Minister nur zurückhaltende, unbestimmte Andeutungen. Mit Bezug auf die Rumänen in Siebenbürgen betonte er zwar auch die Nothwendigkeit „großer Mäßigung", da es nicht statthaft sei, sich in die inneren Angelegenheiten eines befreundeten Staates einzumengen; nichtsdestoweniger empfahl er

[1]) Vgl. über Maiorescus Äußerungen die ungarischen Tagesblätter „Nemzet" und „Pesti Napló", beide in Budapest, aus dem Monat December 1890.

in der Behandlung der ungarischen Rumänen, „die ein loyales und treues Volk seien", „Gerechtigkeit und Mäßigung". Das stimmt völlig zu der jüngsten Erklärung desselben Ministers, welche er am 12. December 1893 im rumänischen Senate abgegeben hat. Darin weist er allerdings wieder jede Absicht einer Intervention zurück, erblickt jedoch in der „siebenbürgischen Frage" eine „große" Frage, welche „mit Klugheit behandelt werden müsse", und die für Rumänien „jedenfalls ein Interesse habe".

Offener als Lahovary sprach dessen jetziger College, der rumänische Unterrichtsminister Tache Jonescu, in seiner im Jahre 1892 über „Rumäniens auswärtige Politik" veröffentlichten Broschüre.[1]) Jonescu legt darin mit lobenswerter Aufrichtigkeit klar, dass Rumäniens „natürlicher Feind" Russland sei, weil mit der Verwirklichung des Ideals der russischen Politik die Existenz eines unabhängigen Staates unvereinbarlich sei. Deshalb müsse Rumänien seinen Anschluss an die europäischen Centralmächte suchen.

Das ist an sich recht erfreulich, und es bleibt zu wünschen, dass diese Ansicht des rumänischen Unterrichtsministers bei seinem Volke recht bald zur Herrschaft gelangen möge. Heute ist das noch lange nicht der Fall. Jonescu selber sagt, dass eine politische Stellungnahme gegen Russland und der Anschluss an den mitteleuropäischen Dreibund in Rumänien „unpopulär" seien, und er bemüht sich, in seiner Schrift die „ernstlichen Schwierigkeiten", denen diese Politik begegnet, zu beseitigen. In seinen Voraussetzungen sowie in der Motivierung seiner dreibundfreundlichen Politik gebraucht jedoch Jonescu Annahmen und Argumente, gegen die man eben im Interesse eines sonst erwünschten Anschlusses Rumäniens an den Dreibund ernste Verwahrung einlegen müsste.

Jonescu steht nämlich auch unter dem Einflusse der Doctrinen des Dakoromanismus, wie diese in dem Programme des Papiu Ilarianu niedergelegt sind; nur führt er als praktischer Politiker und Staatsmann eine vorsichtigere Sprache. Ihm ist „die nationale Einheit der Rumänen eine unbestreitbare Thatsache", er bekennt sich zur „Solidarität" aller Glieder dieses „einheitlichen Volksorganismus", den „die Beschlüsse des Schicksals in mehrere politische Gestaltungen getheilt haben". „Die Rumänen des freien Rumänien" bedeuten im europäischen Concerte nur darum etwas, „weil man weiß,

[1]) „Romänische Revue" 1892, Heft V bis VII.

dass die rumänische Familie zahlreicher und mächtiger ist als der rumänische Staat". „Die vorgeschobene Festung des westlichen Europa, der Schlüssel der Karpathen, Siebenbürgen, ist in unseren (rumänischen) Händen", „alle elf Millionen Rumänen streben dasselbe Ideal an". „Die auswärtige Politik unseres (rumänischen) Königreiches kann die Thatsache, dass der rumänische Staat nur ein Theil der rumänischen Familie ist, nicht vernachlässigen." Solange „dieser Staat aufrecht steht, ist immer die Hoffnung vorhanden, das Schicksal jener aufzurichten, die unterworfen (!) sind". Deshalb „dürfe die Existenz des rumänischen Staates den vorübergehenden Interessen der anderen Rumänen nicht untergeordnet werden". Das sei die erste Regel der rumänischen Politik; daran schließe sich die zweite: Der rumänische Staat muss für die ganze rumänische Familie aufkommen.

Mit diesen irredentistisch angehauchten dakoromanischen Aspirationen und Argumenten steht es dann im Einklange, wenn Jonescu ebenfalls von den „Seufzern unserer Brüder in Siebenbürgen", von den „ungerechten Verfolgungen der Magyaren", die „zu gerechter Erbitterung veranlassen", u. s. w. redet. Übereinstimmend mit den Wortführern des Dakoromanismus behauptet der jetzige rumänische Unterrichtsminister, „Ungarn müsse trotz dem Eigensinne und der Anmaßung der Magyaren ein Föderativstaat werden oder verschwinden". Und ein Hauptargument für den Anschluss Rumäniens an den Dreibund ist ihm die Hoffnung, dass das rumänische Königreich in seiner Stellung als Alliierter auch „eine bessere Behandlung für unsere (rumänischen) Brüder in den verbündeten Staaten erlangen könnte". Jonescu würde also die Bundesgenossenschaft als Basis einer berechtigten Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Bundesstaates benützen wollen. Welcher von den Dreibundstaaten würde eine derartige Intervention dulden? Wir glauben, keiner.

Jonescu gibt zugleich eine förmliche Anweisung, auf welche Art die dakoromanische Propaganda schon jetzt von Rumänien aus gefördert werden sollte. Da ist vor allem die rumänische Akademie in Bukarest, welche sich durch „Mitglieder aus allen rumänischen (!) Ländern ergänzt"; da ist die „Unterstützung der rumänischen Schulen, die reichliche Aufmunterung rumänischer Journale im Auslande, Reisen in Ländern, die von Rumänen bewohnt sind"; das „lebhafte und kluge Interesse, welches jeder rumänischen Bewegung entgegenzubringen sei" u. dgl. m.

Man sieht, dass diese Vorschläge mit den Maßnahmen der „Rumänischen Liga" ganz übereinstimmen, und dass selbst conservative Politiker in Rumänien dem Irredentismus nicht sehr ferne stehen. Zwar wird dieser Irredentismus von einzelnen rumänischen Wortführern, wie z. B. von Slavici,[1]) abgelehnt; allein an die Aufrichtigkeit dieser Ablehnung lässt sich schwer glauben. Ja neuestens bekennt sich Slavici ebenfalls zu den Grundsätzen der „Liga" und behauptet: „Die ungarische Rumänenfrage ist keineswegs nur eine ungarische Frage, sondern auch eine europäische. Die rumänischen Bewegungen in Siebenbürgen können zu dieser Zeit keinen anderen Zweck haben, als diese Frage fortwährend auf der Tagesordnung zu erhalten, und es ist eine heilige Pflicht der ‚Liga', diese europäische Frage mit den ihr zugebote stehenden Mitteln vor den Augen der gebildeten Nationen und zur Gewinnung des guten Willens und ihrer moralischen Unterstützung zu erörtern und in ihrer ganzen Tragweite klar zu machen."[2])

Slavici, dieser einstige Vertheidiger der streng österreichisch-dynastischen Politik des Erzbischofs Freiherrn v. Schaguna, ist es auch, der nach Aufgebung der Redaction des ultranationalen Tageblattes „Tribuna" in Hermannstadt jetzt in Bukurest die „Correspondenta Romana" herausgibt, welche mit dem Hauptorgane der liberalen Opposition, mit der „Vointa Nationala", die dakoromanischen Ideen und Aspirationen auf das eifrigste vertritt und verbreitet. Die rumänische Journalistik im Königreiche sowie in Ungarn und Siebenbürgen dient überhaupt in mehr oder weniger entschiedener Weise dem Dakoromanismus; ja man kann mit Recht behaupten, dass keine einzige rumänische Zeitschrift existiert, welche den Muth hätte, den Dakoromanismus offen zu bekämpfen. Aus der Fülle des hier zur Verfügung stehenden Materiales heben wir nur die Äußerung eines einzigen Blattes hervor, weil uns diese Äußerung typisch erscheint und den innersten Herzenswunsch aller „rumänischen Patrioten" mit charakteristischer Offenheit bloßlegt. „Der goldene Traum der Rumänen," schreibt die „Republik Plojesti" im Juli 1881, „ist, ein mächtiges Rumänenreich zu gründen, das vom Dnjester bis an die Theiß und von der galizischen Grenze bis an die Donau reicht, und welches Bessarabien, Bukowina, Siebenbürgen, die Moldau und Walachei und das Temeser Banat umfasst; denn in allen

---

[1]) „Romänische Revue" 1885, S. 193 ff.

[2]) Jancsó, l. c. I, S. 34.

diesen Ländern besteht die Einheit der Rasse, der Sprache, der Sitten und Gesinnungen, und es ist daher nur logisch, dass auch die politische Einheit hergestellt werde. Das ist die Krone, welche wir unseren Königen oder unseren Führern aufs Haupt setzen wollen, die Krone von zehn Millionen Latinern, Bewohnern von Ländern, die noch vierzig Millionen ernähren können ..."

Doch es ist genug! Die angeführten Thatsachen und Äußerungen lassen wohl kaum einen Zweifel über Wesen und Bedeutung des Dakoromanismus übrig und werfen auf dessen nationalpolitische Tragweite in ihren umstürzenden, revolutionären Tendenzen ein volles Licht. Angesichts dieser Thatsachen und Zeugnisse ist es wahrhaftig eine Vermessenheit, wenn Slavici sagt:[1]) „Die Behauptung, dass die Rumänen die Vereinigung aller von Rumänen bewohnten Länder zu einem selbständigen dakoromanischen Reich anstreben, ist eine Erfindung der Magyaren..."

Aus der hier skizzierten Entwicklung des Dakoromanismus geht hervor, dass diese Idee nichtrumänischen Ursprunges ist und geraume Zeit nur als gelehrte Spielerei und doctrinäre Theorie einiger europäischer Geschichtschreiber vorhanden war. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts bemächtigten sich die Bahnbrecher des Geisteslebens unter den Rumänen dieser Idee und entwickelten dieselbe zu einem nationalpolitischen System, das heute als allgemeines Glaubensbekenntnis des Rumänenthums betrachtet werden muss. Denn darin hat der ungarische Publicist Dr. Jancsó vollkommen recht, wenn er schreibt:[2])

„Wer die rumänischen Verhältnisse auch nur oberflächlich kennt, der weiß, dass jeder Rumäne mit der ‚Liga' übereinstimmt, und dass die von der ‚Liga' vertretenen Ideen der Abgott und Stolz des Rumänenthums sind; der weiß, dass der Rumäne mit voller Opferbereitschaft seinen Centime, Franken oder Napoleon dem Agenten der ‚Liga' hingibt, ohne dass es ihm in den Sinn käme zu fragen, was mit dem Gelde geschieht; denn jeder Rumäne ist heilig davon überzeugt, dass auch der kleinste Theil desselben der Sache des Romanismus, dem goldenen Traum des Rumänenthums, dem Dakoromanismus geopfert werde ..."

In ungarischen Kreisen sucht man sich damit zu trösten, dass das Rumänenthum im ganzen dem ungarischen Staate treu und

[1]) „Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina" (Wien und Teschen 1881), S. 216.

[2]) A. a. O. I, S. 37.

anhänglich sei und nur einzelne Agitatoren, die im Trüben fischen wollen, die dakoromanische und irredentistische Propaganda betreiben.

Jancsó entgegnet hierauf: „Das ist nicht wahr; im Gegentheile! Es wäre eine gefährliche und sträfliche Selbsttäuschung, wenn namentlich auch die Männer der ungarischen Regierung eine solche Anschauung hegen würden. Die Aspirationen des Romanismus sind die Aspirationen des gesammten Rumänenthums; die Ansprüche des Romanismus die Forderungen eines jeden Rumänen; das Dogma des Romanismus bildet das Glaubensbekenntnis und Evangelium eines jeden gebildeten Rumänen."

Und wie sollte dies auch anders sein? Im Geiste dieses Dakoromanismus wird der ganze Unterricht, die Erziehung der Jugend geleitet; alle Lehrbücher und Lehrmittel stehen im Dienste dieser Idee; und obgleich insbesondere die Regierung in Ungarn gegen diese dakoromanischen Bücher, Landkarten ꝛc. einen systematischen Kampf führt, so kann sie doch selbst bei der schärfsten Überwachung die Einschmuggelung, Benützung und Einflussnahme nur schwer verhindern. Kommt dann der rumänische Knabe und Jüngling an die höheren Lehranstalten, so saugt er die dakoromanischen Ideen und Aspirationen aus den gesammten Producten der rumänischen Literatur ein, aus den Vorträgen der Lehrer und Professoren, aus den Artikeln der Tagespresse, aus Flugschriften, Reden und Beschlüssen in den rumänischen Kammern oder in Volksversammlungen. Dabei waltet kein Unterschied zwischen dem griechisch-katholischen und dem griechisch-orientalischen Rumänen; ja die mit Rom kirchlich vereinigten Rumänen waren ja die eigentlichen Begründer des Dakoromanismus und sind dessen eifrigste Vertreter und Verbreiter bis zum heutigen Tage geblieben. Diese großrumänischen Ideen gelangen dann durch die Geistlichen und Lehrer in die entferntest gelegenen Gebirgsdörfer und unter die breitesten Schichten des rumänischen Hirten- und Bauernvolkes. Bei der Intelligenz ist es eingebildete oder wirkliche Überzeugung, bei dem gemeinen Volke eingeprägtes und wacherhaltenes Gefühl, dass die Rumänen durch äußere Gewalt politisch auseinandergerissen und von Magyaren und Deutschen auch aus ihrem Besitzthum an Grund und Boden verdrängt worden sind. Das erzeugt und unterhält gegen diese beiden „natürlichen Feinde" die Abneigung, das Misstrauen, den Hass. Das verhindert die richtige Erkenntnis, die friedliche Verständigung, den Anschluss des rumänischen Volkes in Ungarn an die gesetzlichen Zustände und Einrichtungen seines Vaterlandes. Der unmittelbare lebhafte Verkehr zwischen den

ungarisch-siebenbürgischen Rumänen und ihren Volksgenossen im benachbarten Königreiche führt zugleich eine dauernde Gemeinschaft der nationalpolitischen Anschauungen und Aspirationen herbei. Die zahlreiche Emigration rumänischer Malcontenten aus Ungarn und Siebenbürgen bildet das sich stets erneuernde und vermehrende Element dieser Bewegung, welche durch die zurückgelassenen Verwandten, Freunde und Gesinnungsgenossen in der Heimat gleichfalls fortwährende Nahrung empfängt und infolge der stramm durchgeführten Organisation des rumänischen Volkes in Ungarn und Siebenbürgen durch das ständige „Nationalexecutiv-Comité“ in Hermannstadt an Actionsfähigkeit ganz bedeutend gewonnen hat.

Das sind Thatsachen, mit denen jeder Politiker und Staatsmann in Ungarn und Österreich rechnen muss. Wie diesem bedenklichen Zustande abzuhelfen wäre? Das ist unseres Erachtens eine Cardinalfrage, deren Beantwortung jedoch keineswegs eine leichte Sache ist.

Vor allem ist vor zwei Dingen ernstlich zu warnen: vor jenem leichtgesinnten Optimismus, der in der ganzen Rumänenbewegung nur einen ungefährlichen „Rummel“ ohne jede weitere Bedeutung erblickt und deshalb den Zuständen keine nähere Beachtung schenkt, sie vielmehr gleichmüthig ihrer Wege gehen lässt; und dann vor jener kurzsichtigen Polizeiauffassung, als ob man diese nationalpolitische und -culturelle Bewegung des Dakoromanismus durch Mittel der Gewalt, durch drakonische Maßregeln, durch Geld- und Kerkerstrafen hemmen oder gar beseitigen könnte. Diese drakonische Strenge, welche man ja wiederholt in Anwendung gebracht hat, war jedesmal von den entgegengesetzten Folgen begleitet. Anstatt die Bewegung, die Agitation und Aufregung zu mindern, hat sie dieselbe nur erhöht und gemehrt und aus den Verurtheilten Märtyrer geschaffen, welche dem dakoromanischen Apostolate nunmehr mit verdoppeltem Eifer und mit größerem Erfolge oblagen.

Wer das bezweifelt, der beachte nur das jüngste Manifest des Executivcomités der „Rumänischen Nationalpartei“ vom 4. April l. J., worin mit dürren, klaren Worten gesagt ist, dass die Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen keine Veranlassung haben, ihr politisches Programm vom Jahre 1881 zu ändern; dass sie an der nationalen Solidarität, an der Unterstützung und Hilfe ihrer „rumänischen Brüder“ festhalten; dass das von der „Rumänischen Nationalpartei“ im Jahre 1892 abgefasste „Memorandum“, welches dem Könige nicht überreicht werden konnte, „auf Grund des einhelligen Willens der

ganzen nationalen Partei" zustande gekommen und der Ausdruck der nationalpolitischen Gesinnung des ganzen rumänischen Volkes sei. Der gegen dieses „Memorandum" eingeleitete Strafprocess müsse deshalb als „gegen die rumänische Nation" gerichtet betrachtet werden.

Das ist nicht die Sprache der Furcht, nicht die Kundgebung eines eingeschüchterten Volkes. Mit drakonischer Strenge und Gewalt kann der Dakoromanismus nicht erfolgreich bekämpft werden.

Einen weit geeigneteren Weg zur befriedigenden Lösung der Nationalitätenfrage in Ungarn bezeichnet der jetzige ungarische Minister des Innern, Karl Hieronymi, der diese Frage sowohl inner- als außerhalb des Parlaments wiederholt erörtert hat.[1] Der Grundsatz des Ministers lautet: Bei der Lösung der Nationalitätenfrage kann nur Recht und Gerechtigkeit uns leiten; anderen Rücksichten dürfen wir keinen Platz einräumen. Das stimmt ganz zu jener berühmten Erklärung, welche der weise Politiker und große Patriot Franz Deák in seiner Rede vom 23. Jänner 1872 hinsichtlich der Behandlung der Nationalitäten im ungarischen Reichstag gegeben hat. „Jede Nationalität," heißt es darin, „hat ein Recht zu verlangen, dass ihr Mittel und Wege geboten werden, ihre Kinder bilden und erziehen zu können. Wenn wir die Nationalitäten zwingen wollten, ihre Kinder, die der ungarischen Sprache gar nicht oder nur sehr wenig mächtig sind, magyarisch studieren zu lassen, so würden wir den Fortschritt der Jünglinge unmöglich machen, die Eltern würden ihr Geld umsonst ausgeben, die Kinder ihre Zeit unnütz verschwendet haben. Wenn wir die Nationalitäten überhaupt gewinnen wollen, so dürfen wir das nicht derart anstellen, dass wir sie um jeden Preis zu magyarisieren suchen, sondern es kann nur geschehen, wenn wir ihnen die ungarischen Verhältnisse lieb und angenehm machen..."

Der Dakoromanismus ist die verderbliche Frucht einer einseitigen culturellen Entwicklung, einer Entartung des an sich berechtigten Nationalismus, erst angeregt auf literarischem Gebiete und dann durch die ungünstigen Verhältnisse des social und politisch verwahrlosten Rumänenvolkes auf das gefährliche Gebiet des öffentlichen Lebens in Staat und Gesellschaft gedrängt. Die Sünden der Väter rächen sich

---

[1] Vgl. hierüber meinen Aufsatz: „Die nationalpolitischen Ansprüche der Rumänen in Ungarn" in der „Westöstlichen Rundschau" (Leipzig 1894), Heft II und III. Auch in erweitertem Separatabdruck mit Einleitung erschienen.

hier an den Söhnen und Enkeln. Hätte die Gesetzgebung und die Societät vor dem Jahre 1848 die Rumänen in den Kreis der gemeinsamen Staatsinteressen hineingezogen, dann wäre das Misstrauen und die Abneigung dieses Volkes gegen unsern Staat und dessen Gesellschaft nicht aufgekeimt und hätte keinen so entsetzlichen Ausdruck gefunden, wie dies in den wiederholten blutigen Rumänenaufständen des vorigen und unseres Jahrhunderts der Fall war. Auch in der Zeit nach den Jahren 1848 und 1849 hat man die gerechte Lösung der Nationalitätenfrage leider nicht gefunden; der extreme Nationalismus, wie solcher bei dem ungarischen Volke ebenfalls obenauf gekommen ist, hat die weisen Rathschläge und ernsten Mahnungen der besonnenen Führer nicht beachtet, und so konnte der sich selbst überlassene Dakoromanismus ungestört seine Entwicklung nehmen. Die Nationalitätsidee feierte hier einen ihrer glänzendsten Triumphe, insbesondere seit aus den vereinigten rumänischen Donaufürstenthümern den Rumänen der bisher fehlende Nationalstaat geschaffen worden ist. Jetzt hatten die großrumänischen Hoffnungen feste Zuversicht erlangt, und bei dem ununterbrochenen regen Verkehr des Volkes dies- und jenseits der Karpathen musste dasselbe auch im nationalpolitischen Fühlen und Denken bald ein Herz und eine Seele werden.

In Ungarn bildet die programmgemäß ausgesprochene Passivitätspolitik der Rumänen gegenüber dem Staate und seinen Institutionen einen unleugbaren Sieg der dakoromanischen Idee; denn diese Passivitätspolitik drängt die Gesinnung des rumänischen Volkes vom eigenen Vaterlande und dessen Interessen weg, stellt dieses Vaterland ihm als feindlich gesinnte Fremde hin und verweist auf das benachbarte „freie“ Rumänien, diesen Schutz und Hort auch für das „unterworfene“ Rumänenthum.

Der Dakoromanismus birgt neben dem staatsgefährlichen, revolutionären Gedanken auch berechtigte nationale und culturelle Momente, welche wieder nur durch culturpolitische Ideen und Maßnahmen beeinflusst und geleitet werden können. Vernachlässigung oder Gewalt sind hierzu in keiner Weise geeignet.

Die richtige Bekämpfung des dakoromanischen Princips erfordert viel staatsmännische Einsicht und große Behutsamkeit. Vor allem ist zu beachten, dass im rumänischen Volke das Nationalgefühl ungemein lebhaft ist. Jeder Versuch, dieses Gefühl zu beeinträchtigen, jede Absicht einer Entnationalisierung der Rumänen muss hier mislingen und ruft nur eine gesteigerte leidenschaftliche Reaction hervor. Es liegt ein

solches Beginnen auch gar nicht im Interesse Ungarns. Wohl aber hat nach den Worten Deáks jede wirklich aufbauende ungarische Staatspolitik dahin zu wirken, dass sich die Nationalitäten in ihrem angestammten Volksthum, also auch die Rumänen als Rumänen in Ungarn, ihrem Vaterlande, wohl fühlen, und dass sie als ungarische Staatsbürger rumänischer Nationalität nicht nur durch ihre eigene Kraft erstarken und sich fortentwickeln, sondern dass auch der Staat mit seinen Mitteln und Organen bemüht sein solle, die geistige und materielle Cultur aller Nationalitäten, also auch der Rumänen zu unterstützen und zu befördern. Wenn der Staat und seine Organe, wenn die Gesellschaft und deren Corporationen von den Nationalitäten, somit auch von den Rumänen nicht mehr verlangen, als dass sie aufrichtige Patrioten und getreue Bürger des ungarischen Staates seien; wenn sie ferner die Pflege der nationalen Sprache und des angestammten Volksthums diesen Nationalitäten zugute halten und den intelligenten Kräften dieser Volksstämme den gleichberechtigten Zutritt zu den öffentlichen Ämtern und Stellen einräumen, sie zur Mitarbeit bei der Lösung der gemeinsamen civilisatorischen Aufgaben des Staates und der Gesellschaft herbeiziehen: dann wird das Interesse, das Gefühl der Anhänglichkeit, der Zusammengehörigkeit, der Liebe zu dem Vaterlande und seinen Institutionen bei allen Nationalitäten, also auch bei den Rumänen erstarken und jedem irredentistischen oder secessionistischen Bestreben ein Ziel gesetzt werden. Die Agitatoren finden dann hiefür keinen Boden, das eigene Volk wird diese Verführer von sich weisen, und das „Schielen über die Grenze" hört auf. Bleibt aber der extreme Nationalismus in Staat und Gesellschaft ein zunehmender Factor, oder wird er in Ungarn gar zum herrschenden Princip, dann treibt er mit Naturnothwendigkeit auch die Nationalitäten immer weiter auf der abschüssigen Bahn des staats- und friedensfeindlichen Chauvinismus, des zersetzenden Irredentismus, des annexionssüchtigen Dakoromanismus, dessen Verwirklichung ja nur möglich erscheint, wenn die herrliche österreichisch-ungarische Monarchie in Trümmer geschlagen ist. Die Gefahr ist groß; der Fortbestand unserer Monarchie, ganz besonders aber Ungarns Zukunft hängen von der richtigen Lösung der Nationalitätenfrage ab. Möge sie bald gefunden werden!

Aus dem südöstlichen Theile des Occupationsgebietes.

Von **Karl Went von Römö**.
Wien.

Wenn die Natur die düstere Hülle des Winters abwirft und sich allmählich mit dem farbensatten, blütenreichen Kleide des Frühlings schmückt, da wird bei den Menschen die Wanderlust rege, und wer über Zeit und Mittel verfügt, verlässt gern auf eine Weile die heimatliche Scholle, um in der Welt Umschau zu halten und sich an deren Reizen zu ergötzen.

Zu den Ländern, welche ihrer Eigenart wegen und vermöge des Reichthums an Naturschönheiten ein Interesse verdienen, gehören auch Bosnien und die Hercegovina, Provinzen, die seit dem Aufhören der verwildernden türkischen Wirtschaft der europäischen Civilisation näher gerückt wurden.

Reisende, welche diese Länder kennen lernen wollen, und deren Zeit beschränkt ist, benützen zumeist den Schienenweg durchs Bosna-Thal nach Sarajevo, von wo dieselben in ebenso bequemer Bahnfahrt nach Mostar und an die Adria gelangen können.

Die Route über Banjaluka nach der Landeshauptstadt ist lohnender, aber auch länger und umständlicher, weil dermalen noch der größere Theil derselben im Wagen zurückgelegt werden muss.

Wer minder flüchtig aus Wissensdrang die occupierten Länder durchziehen will, wird sich gerne bequemen, die beliebten und eben erwähnten Hauptverkehrslinien zu verlassen um den beobachtenden Blick auch abgelegenen Gegenden zuzuwenden.

Hierzu gehören die von wenig Reisenden aufgesuchten bosnischen Gebiete an der oberen Drina mit dem Hauptorte Foča und die anschließenden hercegovinischen Grenzstrecken gegen Montenegro, deren ungeschminkte Schilderung hiermit versucht sein soll.

Das Land an der oberen Drina und ihren Zuflüssen Čehotina und Lim hieß im 12. Jahrhundert „Podrinje“ und bildete seit den ältesten Zeiten einen Theil Serbiens.

Um das Jahr 1376 fügte es Bosniens erster König, Twrtko, seinem Reiche als selbständige Provinz, „Fürstenthum Drina“ genannt, ein.

Im Namen der bosnischen Herrscher verwalteten es die Großfürsten von Hum aus dem Geschlechte Hranič, die auf den Burgen Sokol (an dem Zusammenflusse der Tara und Piva), Kokol (in der Gegend von Plevlje) und Samobor (auf einer Höhe unfern der Einmündung des Janjina-Baches in die Drina abwärts Gorazda) den Sommer zubrachten.

An der Mündung der Čehotina in die Drina lag schon damals der von Illyriern bewohnte ansehnliche Handelsplatz Hotča, heute Foča genannt, welcher auch derzeit vermöge seiner Lage, seiner Ausdehnung und der Zahl seiner Bewohner die bedeutendste Stadt im südöstlichen Bosnien bildet.

Als Sultan Mahmud I. im Jahre 1453 Constantinopel in Besitz genommen und dem byzantinischen Kaiserthume ein Ende bereitet hatte, eroberten die Osmanen einen Theil des Landes an der oberen Drina und gründeten damit die „Bosnische Provinz" mit der Hauptstadt Foča, von wo aus der türkische Sandschak-Beg seine Gewalt gegen das innere Bosnien und gegen das Meer hin ausbreitete.

Nach dem Untergange des durch religiöse und moralische Zerwürfnisse unterwühlten bosnischen Reiches 1463 blieb die Podrinje fortan im Besitze der Türken.

Zahlloses Volk wanderte aus dem unglücklichen Lande, und was an Besitzern zurückblieb, trat aus Selbsterhaltungstrieb zum Islam über.

Die bosnischen Renegaten aus jener Zeit sind die Stammväter der heute in den occupierten Provinzen lebenden mohamedanischen Bevölkerung.

Mächtige Gebirgswässer durchströmen das südöstliche Bosnien. Unter den Flüssen sind hervorzuheben:

1. Die Drina. Sie entsteht durch die Vereinigung der Tara mit der Piva bei der bosnischen Ortschaft Hum.

Die Tara kommt aus Montenegro, bildet in der Strecke von 28 *km* die Grenze gegen das Fürstenthum und ist hauptsächlich vermöge ihres Laufes in einer nahezu ungangbaren Schlucht ein bedeutendes, nur an wenigen Stellen bezwingbares Hindernis.

Ihr Flussbett ist, in Felsen eingerissen, ungefähr 40 Schritte breit. Der Grund ist steinig, das Wasser reißend, die Ufer sind steil, wenig zugänglich und fallen meist mit den 300 bis 700 *m* hohen Thalwänden zusammen, die streckenweise dichte Waldungen tragen oder kahle Felsschroffen darstellen.

Weniger beträchtlich ist die Piva, welche in Montenegro entspringt, in Beziehung auf ihr Bett und den reißenden Lauf der Tara gleicht und 3 *km* entlang gegen Bosnien die Grenze bildet.

Die Drina fließt auf felsigem Grunde in verwildertem Bette und hat eine wechselnde Breite von 60 bis 120 *m*. Ihr reißender Lauf ermöglicht ein Durchfurten des Flusses nur an wenigen Stellen bei sehr niederem Wasserstande.

Die bewaldeten, immerhin noch gangbaren Thalhänge treten fast überall dicht an den Fluss heran; nur in der Gegend von Ustikolina erweitert sich das Thal zu einer wohlbebauten Ebene.

Zu Übergängen über die Drina dienen die eisernen Brücken in Foča und in Goražda und die Überfuhren bei Hum, Bastaši, Brod und Ustikolina.

2. Die Čehotina. Sie entspringt im Sandschak Plevlje, bildet vor ihrem Eintritte in Bosnien gegen das türkische Gebiet die Grenze und ergießt sich in Foča in die Drina.

Sie fließt in schmalem, tief eingeschnittenem Thale, durchbricht in ihrem nordwestlichen Laufe unterhalb Vikoč ein gewaltiges Felsenthor, hat steinigen Grund, wechselt sehr in ihrer Breite und Tiefe und ist nach heftigem Regen nirgends zu durchfurten.

An Holzbrücken über die Čehotina bestehen eine bei Vikoč, zwei in Foča.

3. Die Sutjeska. Sie hat ihren Ursprung in Montenegro, von wo sie sich nach der Hercegovina wendet, das mächtige Grenzgebirge gegen Bosnien durchbricht und dann der Drina zueilt, die sie 4 *km* abwärts Hum aufnimmt.

Ihr Bett ist verwildert und tief eingeschnitten, der Grund enthält viele Felsblöcke, die Breite beträgt 15 bis 25 Schritte, die Geschwindigkeit ist reißend.

Holzbrücken über die Sutjeska befinden sich in der Sucha, der Hochgebirgsklamm, die sie durchfließt, dann bei den kleinen Ortschaften Tjentište, Popovmost und Čurevonessi.

Minder bedeutende Gewässer sind: links der Drina die Bjelawa, die Bistrica, die Koluna, ferner als Zuflüsse der Čehotina links die Rijeka, der Skakavac, beide sehr tief gebettet und streckenweise begleitet von zerklüfteten, felsigen Thalwänden.

Die tief eingeschnittenen größeren Wasserläufe scheiden das Gebiet der oberen Drina in vier Abschnitte, in denen gewaltige, nach allen Seiten steil abfallende Bergmassen sich erheben.

Der Raum zwischen der Tara, der Drina und der Čehotina ist durch ein hohes Mittelgebirge ausgefüllt, das zum System der Ljubična gehört, die mit 2239 *m* culminiert und mehrere Rücken gegen den Vereinigungswinkel der Drina und der Čehotina in nordwestlicher Richtung vorsendet.

Es sind dies, von Westen nach Osten betrachtet, der Plieš 1717, der Črni vrh 1113, der Zečje brdo 1689, der Bakić 1444 und der Humić 1394 *m* hoch.

Die Waldungen des Humić, des Bakić und des Plieš sind durch den Borkenkäfer stark verwüstet. Ausgedehnte Windbrüche erschweren die Gangbarkeit.

Verschieden vom Bodencharakter der vorgenannten Höhenzüge ist die Gegend von Čelebić im südöstlichen Theile des politischen Bezirkes Foča.

Die Ravna gora und die Mestrovac planina stellen ein zu großem Theile kahles, unfruchtbares, verkarstetes Bergland dar, das nur gegen die tief eingeschnittene Rijeka mit Waldungen größeren Umfanges bedeckt ist.

Das östlich der Drina zwischen der Cehotina und dem Lim streichende Gebirgssystem der Gradina bildet in seinen Ausläufern gegen Foča breite, vorwiegend mit Hutweiden und dichtem Gestrüppe bedeckte Mittelgebirgsrücken, deren Obertheile theils kahl, theils bebaut oder bewaldet sind.

Südwärts der Sutjeska läuft ziemlich parallel mit diesem Flusse die nahe trockene Grenze gegen Montenegro, welche von dem tief eingeschnittenen Bette der Piva ausgehend über die Felskämme der Mratinska gora 1576, des Kujevac 1835, des Maglić 2387 und des Studenči 2296 *m* hoch gerade fortführt. An den letztgenannten schließt in nordwestlicher Richtung die mächtige Gruppe des Volujak, welche die Höhe von 2242 *m* erreicht.

Den Raum bis zur Sutjeska füllen die Verästungen des Hochgebirges mit ihren schluchtartigen Thälern aus.

Den Abschnitt westlich der Drina von der Sutjeska-Mündung abwärts füllen die von tief eingeschnittenen Thälern durchfurchten östlichen und südöstlichen Vorlagen des Dumoš, der Lelja planina, der Ravna gora und der Jahorina aus. Der Form nach stellen sie ein hohes, vielfach gegliedertes Mittelgebirge dar mit steilen und bewaldeten Hängen und Obertheilen, die bald plateauartig erweitert, bald schmal und felsig sind.

Im südlichen Theile dieses Raumes befindet sich auch der mit Hutweiden und Wiesenparcellen bedeckte Alpengebirgszug der Zelen gora, der bis zu 2000 *m* ansteigt.

Unter der Türkenherrschaft gab es im südöstlichen Bosnien gar keine Straßen. Die elenden holperigen Saumwege, welche in möglichst directer Richtung durch das oft dicht bewaldete, dünn bevölkerte Gebirgsland dem Verkehre dienten, genügten damals und genügen auch heute dem Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung. Seit der Occupation Bosniens und der Hercegovina durch die österreichisch-ungarischen Truppen war man bestrebt, die schlechten Hauptverkehrswege in diesen Ländern durch Fahrstraßen zu ersetzen. Eine solche führt von Sarajevo in südöstlicher Richtung nach Plevlje (türkisch Tažlidža), dem Hauptorte des occupierten Sandschaks. Ungefähr auf halbem Wege, d. i. in Gorazda an der Drina zweigt die Poststraße ab und führt am linken Ufer des Flusses aufwärts nach Foča.

Von Sarajevo nach Foča; Poststraße: 119 *km*.

Die Entfernung beträgt der Luftlinie nach nur 40 *km*; die Straße musste aber bei ihrer Anlage durch das bergerfüllte Land die möglichst günstigen Steigungsverhältnisse aufsuchen und oft in zahlreichen, mitunter recht steilen Serpentinen die Höhen bezwingen; der Postwagen hinterlegt die lange Strecke im Sommer gewöhnlich in zwei, im Winter in drei Tagen.

Wer bequem reisen will und nicht gesonnen ist, einen Fiaker zu mieten, kauft sich einen Platz im militärischen Postwagen, der, einem Sanitätsfuhrwerke ähnlich, luftig gebaut, nach oben und rückwärts geschlossen und an den Seiten durch Segeltuchvorhänge geschützt ist.

Eine Fülle von Naturschönheiten entschädigt bei günstiger Jahreszeit für die Unbequemlichkeiten der langen Reise.

Schon unmittelbar außerhalb Sarajevo entlang der neuen Straße nach Gorazda ruht das Auge mit Vergnügen auf dem eigenthümlichen landschaftlichen Bilde. Tief daneben ist die Miljačka gebettet. Zu beiden Seiten der Thalsohle starren hohe Berge empor, die im Winter kahl aussehen, vom Frühjahr bis zum Spätherbste aber dichtes Buschwerk tragen, das aus dem dünnen Humus auf steinigem Grunde üppig emporsprießt.

Kaum 1000 Schritte von der Stadt entfernt braust, von Norden kommend, der Moškavica-Bach aus verwilderter Felsschlucht zur

Miljačka. Nächst der Straßenbrücke über den Wildbach erhebt sich im engen Thale die nette Ansiedlung eines unternehmenden Wirtes, die sich bei günstigem Wetter recht häufigen Besuches erfreut.

Nicht weit davon liegt die in einem Bogen über den Fluss gespannte „Ziegenbrücke“, ein Bauwerk aus türkischer Zeit, über das der alte Reitweg von Sarajevo nach Gorazda führte.

Nun windet sich die Straße an den rechtsseitigen Thalhängen hinauf, von denen aus man die höher liegenden neuen Befestigungen der Hauptstadt erblickt.

Am hochgelegenen Han Bulog vorüber senkt sie sich zum Han Dervent und weiter zur Thalsohle der Mokranjska-Miljačka, wo diese den Ljubogošta-Bach aufnimmt, verläſst selbe jedoch wieder, um in südöstlicher Richtung sanft ansteigend einen mäßig hohen Rücken zu überschreiten, der mit Hütten, Wiesen und ganz hübschen Tannenwaldungen bedeckt ist, und an dessen jenseitigem Hange, 19 *km* von Sarajevo entfernt, die Häuser von Pale zerstreut liegen.

Die Örtlichkeit wird seit etlichen Jahren gerne als Sommeraufenthalt benützt und verschönert sich von Jahr zu Jahr durch neue Bauten und Anlagen.

Eine nächst dem ersten Wirtshause an der Straße aus Holz und ungebrannten Ziegeln im Caprice-Stile aufgeführte geräumige Villa ist Eigenthum des britischen Generalconsuls in Sarajevo.

Von Pale aus führt die Straße im breiten und freundlichen Thale des Repasnica-Baches eben fort und steigt sodann den mit schönem Laub- und Nadelholz bedeckten Rücken des Vitez hinan, welcher das weithin sichtbare, auf felsiger Basis aufgesetzte, schon frühzeitig in Schnee gehüllte Alpenplateau der Romanja planina mit der ähnlich geformten, fast gleich hohen Nana planina verbindet, und der im Karolinensattel 1043 *m* hoch überschritten wird. Vom Sattel senkt sie sich zum Thale der Prača und erreicht 45 *km* von Sarajevo entfernt die dem Flusse gleich benannte kleine Ortschaft, einst Bischoffsitz und der Sage nach von Bedeutung. In Prača wird im Sommer das Postgespann gewechselt, im Winter dagegen übernachtet. Reisende finden in dem dürftigen Wirtshause „Zur Schmauswaberl“, dem jetzt eine schmucke Croatin vorsteht, Unterkunft und gute Verpflegung.

Die Straße läuft von da gegen Gorazda anfangs entlang des Flusses fort, mit dem sie unfern des Ortes ein 2000 Schritte langes Felsendefilé durchzieht, das an der engsten Stelle einst durch die hoch-

gelegene Burg Pavlovac beherrscht wurde, von der noch Ruinen vorhanden sind; bald darauf verläßt sie das Thal, um mittelst vieler Serpentinen das mit hochstämmigem Laubholze reich bestandene Mittelgebirge zu erklimmen, welches mit seinen mächtigen Formen den Raum zwischen der Prača und der Drina ausfüllt.

Im Sommer, wenn die Buchenwaldungen in ihrem Blätterschmucke stehen, wenn alles lebt und grünt, ist es eine Lust, diese Berge zu durchwandern.

Am Ranjen-Sattel oder besser noch auf der dem Blockhause nahe liegenden nördlichen Kuppe genießt man bei günstiger Beleuchtung den Anblick eines großartigen, mächtig fesselnden Gebirgspanoramas. Vor diesen Punkten entrollen sich ringsum gewaltige, mit ihren Wäldern rauh und düster aussehende Berge, die, durch tiefe Einsenkungen getrennt, wie vereinzelt dastehen und nur dem forschenden Auge einen Zusammenhang aufweisen. Im Hintergrunde ragen die entfernteren Bergketten Bosniens und nach Südosten hin jene des türkischen Gebietes empor, nach Süden der majestätische Dormitor in Montenegro und die prächtigen Gletscher des nahen Hochgebirgs mit dem zackenreichen Maglić.

Vom Ranjen führt ein abkürzender Pfad in steiler Thalfurche nach dem scheinbar nahen Goražda an der Drina, von deren Wasserfläche ein Stückchen entgegenschimmert.

Die Fahrstraße dahin ist noch 23 *km* lang und zieht in zahlreichen Windungen über die steilen, bald offenen, bald mit Krüppelholz und allerlei Gestrüppe bewachsenen Hänge hinab zum schönen Thale.

Goražda, 86 *km* von Sarajevo entfernt, der Sage nach bedeutender Handelsplatz zur Zeit, da die Herzoge den Sommer in Samobor residierten, ist eine Stadt von etwas mehr als 1200 vorherrschend mohamedanischen Einwohnern an der Hauptverkehrslinie nach Plevlje und erfreut sich der materiellen Vortheile ihrer günstigen Lage.

Eine neue eiserne Brücke auf steinernen Pfeilern vermittelt die Verbindung über die Drina.

Die zumeist unansehnlichen Wohnhäuser ziehen sich in unregelmäßigen Gruppen am linken Flussufer hin.

Unter den Bauten sind die wie eine nette kleine Colonie aussehenden Unterkünfte der dort garnisonierenden Truppen die hervorragendsten. Diese und einige europäisch aussehende Geschäftshäuser, welche dem lebhafteren Durchzuge von Fremden ihre Existenz verdanken,

darunter eine Apotheke und ein Tabakhauptverlag, geben dem Städtchen ein vertrauenerweckendes Aussehen.

Das Drina-Thal hat bei Gorazda und eine Strecke stromabwärts die Breite von 800 Schritten, wird von hohen, mäßig bewaldeten Bergen begleitet und macht dort einen überaus freundlichen Eindruck.

Stromaufwärts treten die vielfach gegliederten Bergzüge fast überall dicht an den Fluss heran. Ihre höchsten Rücken und Kuppen übersteigen selten die relative Höhe von 600 *m*. Sie sind steil und zumeist mit Krüppelholz bewachsen.

Die Drina füllt beinahe überall die Thalsohle aus.

Die Fahrstraße von Gorazda nach Foča zieht daher, den vielen Krümmungen des Flusses folgend, an den Berglehnen am linken Ufer hin und bildet auf solche Art ein 32 *km* langes Defilé, das nur bei Evilin gegenüber der mohamedanischen Ortschaft Ustikolina durch eine hübsche, zum Feldbau ausgenützte Thalerweiterung unterbrochen wird.

Nahe der Einmündung der Čehotina in die Drina treten die rechtsseitigen Begleitungshöhen der ersteren etwas zurück, so dass Foča wie in einem weiten Kessel freundlich daliegt.

Abwärts der Vereinigung beider Gewässer führt eine schöne eiserne Brücke über die Drina. Ihre steinernen Pfeiler dienten bis vor zwei Jahren einer schwerfälligen Holzconstruction zur Unterlage, zu deren Bau Tausende von hochstämmigen Tannen gefällt werden mussten, und die, frühzeitig morsch geworden, sieben Jahre nicht überdauerte.

Nächst der Brücke am linken Ufer erhebt sich das neugebaute Tabakeinlöseamt der Landesregierung mit großen Magazinen und am rechten eine mächtige Kaserne, deren weitläufige jüngste Zubauten sich schwer dem engen, unebenen Raume anpassen.

An der Kaserne vorüber betritt man den Nordtheil der Stadt, deren verwahrloste Häuser und Obstgärten, zumeist regellos gruppiert, sich aufwärts der Drina und der Čehotina hinziehen und am Fuße des Črni vrh, d. i. im Vereinigungswinkel beider Gewässer einen geschlossenen Kern bilden.

Die Grundform von Foča gleicht einem Dreiecke, dessen Spitzen in den Thälern auslaufen, wo vertheidigungsfähige Kasernen diese beherrschen.

Auf dem schroffen Hange des Črni vrh zum linken Ufer der Čehotina befindet sich die einst nur in bescheidener Entfernung von der Türkenstadt geduldete Ansiedlung der Serben.

Foča zählt ungefähr 5000 Einwohner, von denen drei Viertheile sich zum Islam bekennen. Ihre 1200 Baulichkeiten werden durch einen uhrlosen Uhrthurm und mehr als ein Dutzend gemauerte Minarets überragt.

Wenn man die an der Vereinigung zweier Flussthäler sich aufbauende Stadt von einer der umliegenden Höhen betrachtet, ist man entzückt von dem wundervollen Bilde und den hohen schönen Bergen, welche nach allen Seiten den Horizont begrenzen.

In der Nähe machen die Dinge allerdings lange nicht den günstigen Eindruck, und sowie anderwärts kann man auch in Foča ausrufen:

„Schön seid Ihr, Städte des Orients, aus der Ferne besehen;
Doch wer Euch näher beschauet und kennt,
Dem muss nach Euch die Lust vergehen."

Von den krummen, häufig unebenen Gassen, die den Ort durchziehen, sind zwar mehrere nach Türkenart gepflastert, doch sind die Wege abgenützt und holprig; dort wo die steinige Unterlage mangelt, versinkt man bei nassem Wetter in dem weichen Boden.

Da gibt es keine Promenade, auf der fröhliche Menschen an schönen Tagen lustwandeln, um sich an dem Anblicke der geputzten Menge zu erfreuen, mit Bekannten einen Gedankenaustausch zu pflegen oder nach den neuesten Vorkommnissen des Daseins zu forschen; keine schönbespannten Wagen, die mit heiteren Insassen dahinrollen, keine das Ohr anmuthende Musik, keine Kurzweil in wohlausgestatteten Cafés. Nur Berge ohne Zahl treten überall in ihrer originellen Wildheit mit den Menschen, die dazu passen, dem Beschauer entgegen.

Die Häuser der Stadt sind fast durchwegs einstöckig und aus Luftziegeln hergestellt. Das Materiale findet sich an Ort und Stelle; die Erde wird am Bauorte ausgegraben, mit Stroh und Wasser vermengt, in entsprechende Form gebracht und an der Luft getrocknet. Auf seichten steinernen Fundamenten werden die durch horizontal gelegte Holzbalken verstärkten Mauern aufgeführt und mit gebrannten Ziegeln bedacht. Diese leichte, wohlfeile Art zu bauen ist nicht imstande, die Häuser dauerhaft zu machen; frühzeitig bekommen dieselben ein verlottertes, ruinenhaftes Aussehen.

Die Türken lieben es, ihre Wohngebäude gegen den Einblick von außen zu versichern, daher den Verkehrswegen oft nur Mauern zugewandt sind.

Die besseren Häuser bestehen aus zwei gleichartigen Theilen, die durch einen offenen Gang verbunden sind, der mit Sitzvorrichtungen versehen, durch Holzverzierungen und Vorhänge gegen den Einblick von außen geschützt wird und wie eine Veranda aussieht. Durch ein mit Holzverschluss versehenes Thor gelangt man in einen fast immer verwahrlosten und schmutzigen Vorhof, aus dem man direct oder durch einen zweiten Hof das Wohnhaus betritt.

Die Innenräume werden in der Regel sehr reinlich gehalten; die Türken treten nie mit Überschuhen in ihre gescheuerten oder mit Teppichen belegten Gemächer.

Obgleich die Eingebornen die Blumen sehr lieben, sieht man dennoch keine Ziergärten.

Auf den eingeplankten Parcellen inmitten der Stadt wird Obst gezogen oder Tabak gebaut, der namentlich in der Gegend von Ustikolina gut gedeiht und eine willkommene Einnahmsquelle bietet.

Von einer Pflege und Veredlung der Bäume haben die Leute keine Idee.

Die Sehenswürdigkeiten in Foča beschränken sich auf die im Jahre 1550 erbaute Aladža-Moschee, welche sich im östlichen Stadttheil an der Čehotina recht malerisch erhebt und von unserem verewigten Kronprinzen als eine der schönsten im Oriente bezeichnet worden sein soll. Aladža bedeutet „bunt", „farbig" und bezieht sich auf die Malerei, welche, nie erhalten, im Laufe der Zeit auch durch Feuchtigkeit schadhaft geworden ist, sowie auf die sehr hübsche, aber mit Staub und Schmutz bedeckte gemeißelte Ornamentik.

Die arabische Inschrift oberhalb des Eingangs lautet: „Diese schöne Moschee, Stätte zur Verrichtung der Gebete, erbaute der mildthätige Hasan, Sohn des Jusuf. O Du Weltbeherrscher, möge sie Dir gefällig sein!"

Der Erbauer Hasan Nasir war ein angesehener, wahrscheinlich sehr hoch gestellter Mohamedaner, der sich bedeutenden Grundbesitzes in der Gegend von Čelebić erfreute.

An der Seite der Moschee erhebt sich stilvoll eine Turbe, die der Tradition nach Hasan für sich erbauen ließ, in der er aber seinen „gefallenen" Sohn Ibrahimbeg bestattete.

Hasans Grab unfern davon decken Platten weißen Marmors. Das türkische Epitaph lautet: „Mit Engelshilfe hat den Bitterkelch, der jedermann in dieser Welt beschieden ist, geleert und ist aus dem Hause des Kummers in jenes der Glückseligkeit und Zufriedenheit

übersiedelt der von Gott begnadete Nasir Hasan u. s. w. mit Ende des Monats Zilhidže 960."

Die schöne Eingangspforte der Moschee kann nicht recht zur Geltung kommen, weil ein geräumiger hölzerner Vorbau dieselbe verdeckt.

Vor dem Gotteshause liegt ein großer, schmuckloser türkischer Friedhof. Seine Grabsteine sind wie auf den vielen anderen Begräbnisplätzen verfallen, und wenn auch Mohamedaner an solchen unantastbaren Stätten der ewigen Ruhe selten vorüberziehen, ohne ein paar Secunden in Andacht zu verweilen, so deutet doch äußerlich nichts auf ein pietätvolles Gedenken an die Hingeschiedenen.

Der Türke überläſst alles dem Schicksale. Selten kommt es vor, daſs eine reparaturbedürftige, im Laufe der Zeit schmutzig gewordene Moschee renoviert, ein wackliges Haus gestützt, ein holpriger Weg ausgebessert, eine zerstörte Brücke hergestellt wird. Ohne Einwirkung der Behörde würde das Bestehende nicht erhalten und Besseres nie geschaffen werden.

In den langen Gassen, die sich im Mitteltheile der Stadt am Fuße des Črni vrh hinaufziehen, liegt die Čaršia, der Bazar von Foča. Es sind dies dicht aneinander gereihte hölzerne Verkaufsläden, die durch horizontale Thüren, die eine nach aufwärts, die andere nach abwärts geöffnet oder geschlossen werden und eine auf die Gasse hinausragende Bedachung tragen.

Im offenen Raume sitzen die Verkäufer mit unterschlagenen Beinen bei dem geringen Warenvorrathe, den ein solcher Laden birgt, ab und zu rauchend oder sich an Kaffee erquickend. Bei kaltem Wetter erwärmen sie sich an Glutbecken.

Die Industrie in Foča beschäftigt sich mit der Anfertigung der durch herumziehende Bosniaken allerorts bekannten Messer, die, aus minderwertigem Materiale gearbeitet, wie viele Fabrikate des Orients wohl nur ihrer Originalität wegen Absatz finden. Die Erzeugung von Handschars, die früher betrieben wurde, ist seit dem Verbote des Waffentragens eingegangen.

Ein junger Serbe, der Schmuck- und Luxusgegenstände aus Holz durch eingelegte Silberfäden recht geschickt zu verzieren versteht, beschäftigt in diesem Fache einige Buben und erhält auch Bestellungen von auswärts, wozu ihm stilgerecht vorbereitetes Holz mit dem Entwurfe der gewünschten Ornamentik geliefert wird.

Den vielsagenden Titel „Regierungsatelier" verdient der bescheidene Laden allerdings noch nicht.

Ein lahmer Türke beschäftigt sich mit Tauschierarbeit, d. i. mit der Incrustation von Gold- und Silberfäden auf blau angelaufenem Stahl.

Der Verkehr in Foča ist nur an den Markttagen und zur Zeit der Tabakeinlösung im Spätherbste ein regerer. Karawanen beladener Tragthiere, von Reitern begleitet, kommen da aus den umliegenden Ortschaften zur Stadt.

Vor der Occupation war der Handel in diesem Grenzbezirke weit lebhafter als heutzutage, weil der Verkehr mit den Bewohnern des benachbarten Fürstenthums durch keine Controle behindert wurde. Seit Österreich-Ungarn sich in Bosnien und in der Hercegovina festgesetzt hat, war es nothwendig, die Überschreitung der Grenze auf gewisse Punkte zu beschränken und nur Unbewaffneten den Übertritt zu gestatten.

Die im südöstlichen Bosnien die Minderzahl bildende christliche Bevölkerung hat, wie überall im Lande, manche der Sitten und Gebräuche ihrer ehemaligen Beherrscher angenommen.

In den Städten machen sich die Serben durch ihre gefällige und reinliche Kleidung und Beschuhung vortheilhaft bemerkbar, und an den griechischen Feiertagen treten auch deren Frauen gerne aus ihrer Zurückgezogenheit hervor und zeigen sich in ihrem reichen Putze.

Die gelbbestiefelten und watschelnden Türkinnen vermummen sich, wahrscheinlich oft zu ihrem Vortheile, und hüllen sich in einen geschmacklosen dunkeln Kaftan. Manche derselben kehren fremden Männern, denen sie begegnen, die minder reizvolle Partie ihres Körpers zu, namentlich dann, wenn sie sich von Türken beobachtet glauben. Wenn man an einem Freitage, an dem die türkische Jugend gerne „fensterln" geht, oder im Sommer durch die buckligen Nebengäschen wandert, kann es zuweilen geschehen, dass man plötzlich eine geschminkte Mohamedanerin mit unverhülltem Antlitze erschaut.

Mädchen verschleiern sich erst mit beginnender Reife. Sie sind meist zarte, sympathische Gestalten.

Die Mohamedaner in Foča sind strenggläubig und kommen den Satzungen des Korans sehr gewissenhaft nach. Sie sind ablehnend gegen fremde Religionseinrichtungen, daher auch einzeln vorgekommene Bekehrungsversuche zum Christenthume bisher stets gewaltige Aufregung bei den Mohamedanern erzeugten. Das Frommsein ist den Leuten leicht gemacht, denn außer den vorgeschriebenen Gebeten zu Allah, dem unsichtbaren allmächtigen Gotte, den rituellen Waschungen

und der einmaligen Pilgerung nach Mekka — wenn es die Mittel gestatten — haben dieselben keine religiösen Pflichten zu erfüllen; nur die vier Wochen des Ramazan als Erinnerung an die Flucht Mohameds von Mekka nach Medina sind mit einiger Unbehaglichkeit verbunden, weil sie den gesunden Gläubigen die Pflicht auferlegen, sich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne jeglichen Genusses zu enthalten.

Die Mohamedaner gelten als zärtliche Familienväter. Glänzende Bälle, Concerte, Soiréen, Eisfeste und ähnliche Vergnügungen, aus denen sich im civilisierten Europa gar oft der Stoff zu pikanten Romanen entwickelt, kennen sie nicht.

Das dem Türken angetraute Weib ist unwissend, nur dazu geschaffen, Mutter zu werden, und führt in seiner Abgeschlossenheit ein höchst einförmiges Dasein. Von der gesetzlich erlaubten Vielweiberei wird nur selten Gebrauch gemacht.

Die von der Hauptverkehrslinie Sarajevo-Plevlje in Goražda abzweigende Poststraße reicht nur bis Foča. Mit Ausnahme des zur Noth fahrbaren Reitweges von da nach Kalinowik gibt es nach Süden und Osten hin nur Saumwege. Reisende müssen daher die beschwerlichen Touren in diesen Gegenden zu Fuß unternehmen oder sich der einheimischen Reit- und Tragthiere bedienen, um nach dem Ziele ihrer Wünsche zu gelangen.

Dem lebhaften Verkehre entrückt, konnte sich das Äußere der wenig bemittelten Stadt Foča seit der Occupation nur wenig verändern, und so wird es wohl auch bleiben, bis ein Strang der völkerverbindenden Eisenbahn durch die Thäler der Drina und der Čehotina geleitet und das Straßennetz auch hier besser entwickelt sein wird.

Der politische Bezirk Foča gehörte bis zum Jahre 1882 zur Hercegovina und ist seither Bosnien einverleibt worden.

Ein Theil desselben springt in südöstlicher Richtung gegen die Nachbarstaaten vor und wird im Süden durch die Tara von Montenegro geschieden, im Osten durch die Türkei begrenzt. Um auch den Bewohnern dieses Landestheiles die Segnungen ungestörten friedlichen Erwerbes zu sichern, hat die günstig gelegene kleine Ortschaft Čelebić eine militärische Besatzung erhalten, die um ihre Abgeschiedenheit nicht zu beneiden ist.

Von Foča nach Čelebić: 27 *km*, 5 bis 7 Reitstunden.

Um nach Čelebić zu gelangen, muss man den ziemlich guten Saumweg verfolgen, der von Foča aus am linken Ufer der Čehotina an der Berglehne zunächst des Thales aufwärts führt.

4 *km* außerhalb der Stadt überschreitet er einen vorspringenden Bergfuß, der den Fluss zu scharfem Buge zwingt, und gelangt dann abwärts an den Dragočava-Bach, nach dessen Überschreitung er sofort am steilen Hange an der armseligen Häusergruppe von Saš vorüber nach dem bewaldeten Rücken des Humić emporsteigt. Auf einem Buckel desselben, kaum 7 *km* vom Dragočava-Bache entfernt, aber 900 *m* höher als dessen Bett, steht 1400 *m* über dem Meere das hölzerne Blockhaus Tro vrh, das Verbindungsglied zwischen Foča und Čelebić.

Oberhalb Saš entfaltet sich gegen Nordwesten ein schönes landschaftliches Bild. Reizvoll liegt vor dem Blicke das Čehotina-Thal, an dessen Ende sich die lichtgetünchten Baulichkeiten von Foča von dem Grün der umgebenden Berge abheben.

Der Weg ist im allgemeinen noch immer gut und führt über einen mit Eichenbuschwerk und Birken dicht bedeckten Boden bald eben fort wie in einem Lustgarten, bald steil im Zickzack nach den bewaldeten Obertheilen.

Es kostet Mühe, Tro vrh zu erklimmen, das bei günstigem Wetter eine schöne Fernsicht bietet.

Unterhalb des Blockhauses, am Reitwege nach Čelebić liegt eine aus Erde und Holz aufgeführte Hütte, „die Kantine", in der ein ehemaliger bosnischer Gendarm mit seiner angetrauten Gefährtin als Gastwirt waltet, von dem kargen Nutzen lebend, den die Soldaten der nahen Besatzung und Vorübergehende bei kurzem Aufenthalte ihm zuwenden. Der Anblick der ärmlichen Behausung in dieser einsamen, von Menschen entblößten Gegend wäre nicht imstande, Heiterkeit zu erregen, stände nicht an der Eingangsthür zur Kantine die komische Aufschrift: „Zum lustigen Einsiedler. Filiale von Hopfners Restauration zur gold'nen Birn, VII. Mariahilferstraße."

Als der Autor dieser Schilderungen zum erstenmale den Ausflug nach Tro vrh unternahm, waren die höheren Bergtheile bereits mit Schnee bedeckt, der auch die Äste der Bäume schwer belastete. Eine eisige Luft machte sich fühlbar, und an den Telegraphendrähten hatte der Frost lange Nadeln gebildet, die ähnlich dem Barte einer zerzausten Feder dicht nebeneinander hiengen.

Der Himmel glich einer bleigrauen tiefgesenkten Decke. Da mit einemmal erhob sich das unheimliche schneeschwangere Gewölke bis über die Spitzen der höchsten Berge und zeigte ein vom Sonnenlichte grell beleuchtetes Panorama, dessen Zauber sich nicht beschreiben läſst. Die Kämme der Jahorina, des Ranjen, die imposanten Bergketten an der mittleren Drina und im nahen Paschalik, alle in blendenden Schnee gehüllt, hoben sich scharf vom blauen Äther ab, während die vorgelagerte tiefere Landschaft ringsum noch in frisches Grün gekleidet war.

Das fesselnde Schauspiel, das die Natur bot, hielt ziemlich lange an; es erinnerte an schöne Schluſsbilder in reich ausgestatteten Balletten, bei denen die Bühne in elektrischem Lichte erglänzt.

Die Entfernung von Tro vrh nach Čelebić beträgt 15 *km*.

Der Weg dahin führt von der Kantine mäßig steil abwärts. Der Wald, der schon auf der Höhe jede Pflege vermissen läſst, gestaltet sich zu einem Chaos. Uralte Tannen und Buchen streben in die Höhe, und dazwischen liegen Stämme, die, gefällt und nicht geborgen, geborsten und vermorscht, vom Blitz zertrümmert oder vom Borkenkäfer zernagt, ein Bild modernden Überflusses darstellen, der genügen würde, große Städte auf Jahre mit Holz zu versorgen.

Dem Walde folgen Wiesengründe und sumpfiges Gelände, auf dem die Pferde oft bis zu den Knien versinken, denn die zahlreichen Karawanen, die aus der Gegend von Čelebić nach Foča und zurück verkehren, wühlen den Boden auf.

Von den hintereinandergereihten Tragthieren, die der Größe nach einander gleichen, treten alle genau dorthin, wo das vorausgehende den Fuß aufgesetzt hatte, und dadurch bildet sich eine Bahn, die ihre gerippte Form umso leichter beibehält, wenn Schnee oder Lehm die Unterlage bildet.

Diese Erscheinung kommt überall vor, wo der Boden dem Drucke nachgibt, und ist unbequem für den Fremden, der an stufenartige Wege nicht gewöhnt ist.

Ein Prügelweg, welcher über die sumpfige Strecke gelegt war, scheint dem Zwecke nicht entsprochen zu haben, denn man entfernte die Prügel, die nun zu Tausenden vermodern.

In einem Walde, den man bald darauf durchzieht, ladet rieselndes Wasser in einer Vertiefung nächst des Weges zu frischem Trunke ein. Eine Tafel mit Inschrift belehrt den Wanderer über die Eigenschaften des gottbegnadeten Brunnens.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen Tro vrh und Čelebić tritt man aus den Waldungen und erblickt in südöstlicher Richtung am Rande des Horizonts ein hohes, kahles Plateau, gekrönt von einer dünnen weißen Linie, dem Blockhause von Čelebić.

Verschieden von dem Bodencharakter der Umgebung von Foča, zeigt diese Gegend ein kahles, wenig fruchtbares, verkarstetes Bergland, das von tief eingeschnittenen Wasserläufen durchbrochen wird.

Der Weg führt mit geringen Steigungen über den mit spärlichem Humus bedeckten Boden an den zerstreuten Häusern der Dörfer Fališi und Vakuf vorbei durch die Niederung des Skakava-Baches, der im nahen Sehbereiche durch mächtige Felsschroffen zur Čehotina sich Bahn bricht. Steil windet sich sodann der Saumweg über die schottererfüllten Hänge zum Plateau von Čelebić hinauf.

Es ist dies eine Gegend, die im Sommer vermöge ihrer hohen Lage (1149 *m* über dem Meere) erfrischende Kühle bietet, in den langen Monaten des harten Winters dagegen das Herz erstarren macht. In den Räumen eines gemauerten, in jüngster Zeit wohnlicher hergerichteten Blockhauses liegt eine Besatzung, deren Officiere in ihrer Abgeschiedenheit außer dem Dienste, den Stunden gemeinsamen Mahles und der Jagd in den benachbarten bewaldeten Bergen über nichts verfügen, das das Leben anregend zu gestalten vermöchte.

Die Rundsicht vom Plateau ist der vom Ranjen ähnlich. Čelebić besteht aus wenigen Häusern.

Wer das schluchtartige, wildromantische Thal der Tara in bequemer Weise sehen will, braucht von da südwärts nur durch die hübschen Waldungen der Ravna gora zum steilen Thalrand nächst Uništa zu wandern, wozu $1^1/_3$ Stunden genügen.

Einem hellgrünen Bande gleich windet sich der rauschende Fluss in tiefem Bette zwischen düsteren bewaldeten Bergen und 500 bis 800 *m* hohen Felsschroffen nach Westen hin.

Durch den Thaleinschnitt abwärts erblickt man auch die Gegend, wo die Piva und die Tara sich vereinigen, sowie die steilen Höhenzüge, welche die Sutjeska begleiten.

Nahe bei Uništa auf dem tiefer gelegenen Hange zur Tara spielte sich die letzte glückliche Episode der Insurrections-Campagne des Jahres 1882 ab, indem am 31. März eine große Schar Aufständischer, die nach Montenegro flüchten wollte, gerade während des Uferwechsels durch das concentrische Feuer eines Jägerbataillons und einer Gebirgsbatterie überrascht wurde, wobei zwei starkbesetzte Plätten in den Fluten versanken.

Ostwärts Čelebić führt ein beschwerlicher Saumweg abwärts zum tief eingeschnittenen Thale der Rijeka und über dasselbe hinweg wieder hinauf durch die von Windbrüchen durchzogenen und vom Borkenkäfer zernagten Waldungen am Nordhange der Ravna gora nach der bosnischen Häusergruppe Vitine zur Grenze, von wo Wege weiter nach Plevlje führen.

In einer Karaula nächst Vitine haust ein kleiner türkischer Grenzposten.

Der Raum nördlich Čelebić zwischen den Wildbächen Rijeka und Skakava ist von verkarsteten Bergen ausgefüllt, von deren Obertheilen man wundervolle Ausblicke genießt. Überall umsäumt ein Kranz schöner Berge den weiten Horizont. Nördlich von Čelebić steigt die kahle Viševina an, nahezu 1300 *m* hoch; über ihren Westhang führt ein recht elender Pfad zum hochgelegenen Türkendorfe Ječmišta und von da als schlechter Hohlweg abwärts nach dem Orte Vikoč, dessen Häuser nahe am Einflusse des Skakava-Baches in die Čehotina auf einer kesselartig gestalteten Thalstufe malerisch schön gelegen sind.

Über die Brücke bei Vikoč gelangt man auf das rechte Ufer des Flusses, der weiter abwärts durch mächtige Felspartien sich Bahn bricht. Der Saumweg muss dieselben über die Berge umgehen und erreicht später wieder die Čehotina, die er dann bald durch die Thalsohle, bald wieder über die Berghänge bis Foča begleitet.

Sehenswert ist der Weg durch die Ljutica-Schlucht zur Tara. Ungefähr 4 *km* außerhalb Čelebić in der Richtung gegen Tro vrh zweigt sich links ein unscheinbarer Pfad ab, der sich in einer Mulde fortsetzt und dann durch eine Schlucht zwischen steil aufstrebenden, sehr hohen Felswänden abwärts führt. Die Sohle der Schlucht ist das Bett des Ljutica-Baches, der mit einigen Katarakten zur Tara abstürzt.

Nur schwindelfreie Menschen kommen da fort, denn auf der einen Seite baut sich schroff das Gestein empor, während auf der anderen karges Gebüsch den Abgrund und seine Gefahren kaum einigermaßen verdeckt.

Der Weg zieht dann durch die Thalsohle der Tara weiter bis Hum und Bastaši und bietet wildromantische Bilder von fesselnder Schönheit namentlich dort, wo man dem Einflusse der Piva in die Tara gegenübersteht.

Nicht minder lohnend, beschwerlich und nur im Sommer benützbar ist der Weg von Čelebić nordwestlich über die 1500 *m* hohe Bučija und die Bergrücken, welche entlang der Drina streichen, nach Foča.

Die Bučija ist eine Hochalpe mit prächtigem Wiesengrunde, auf dem Hütten zerstreut liegen, da in den Monaten Juli und August Vieh zur Weide dahin getrieben wird.

Die nahen Quellen bieten köstliches Wasser. Es ist ein Genuss, an warmen Sommertagen dort zu verweilen und die unvergleichlich schöne Rundsicht anzustaunen, die gegen Montenegro wohl durch das nahe Hochgebirge begrenzt wird, sich aber über türkisches Gebiet weithin erstreckt.

An die Bučija nordwärts schließen die düsteren, argverwüsteten Waldungen des Plieš und des Zečje brdo, zwischen denen der Weg bald in nasser Rinne, bald kaum wahrnehmbar durch ein Chaos von Bäumen zum Crni vrh und endlich sehr steil nach Foča hinabführt.

Im Jahre 1882 benützten Insurgentenhaufen gerne diese Richtung, um die Stadt zu bedrohen.

Kehrt man nach derlei beschwerlichen Touren, die stets mit Entbehrungen verbunden sind, nach dem ruinenhaften Foča zurück, so ist man gerne geneigt, das bisschen Comfort, das da geboten wird, doppelt wertvoll zu empfinden. (Fortsetzung folgt.)

Die Zustände der böhmischen Landbevölkerung vor 125 Jahren.

Nach einem Manuscripte mitgetheilt

von **Dr. Vincenz Goehlert.**

Wien.

Erst zur Zeit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia haben in den österreichischen Erblanden allgemeine Volkszählungen stattgefunden, und die erste nach gleichen Grundsätzen ausgeführte Zählung im Jahre 1754 ergab für Böhmen einen Bevölkerungsstand von beiläufig zwei Millionen Einwohner. Es sollte hierauf alle drei Jahre eine Volkszählung (nach dem damaligen Ausdrucke „Seelenbeschreibung") vorgenommen werden, aber schon im Jahre 1757 unterblieb eine solche infolge der Wirren des siebenjährigen Krieges. Erst im Jahre 1764 wurde wieder eine allgemeine Volkszählung angeordnet, welche jedoch ein wenig befriedigendes Resultat ergab. Im Jahre 1767 wurden abermals neue Formulare für die Vornahme einer Volkszählung verfasst und den Landesstellen zur Ausfüllung von Seite der Obrigkeiten und Magistrate mitgetheilt, zugleich den geistlichen Con-

sistorien die Mitwirkung bei dieser Zählung aufgetragen. Zu dieser Volkszählung wurden auch Militärofficiere bestimmt, welche in jedem Orte nach geschehener Zählung behufs der Vornahme einer verlässlichen Recrutierung die Revision zu besorgen hatten, und denen insbesondere dabei die Aufgabe zufiel, den physischen Zustand der Einwohner zu erforschen, die militärpflichtigen Personen zu verzeichnen und die zum Militärdienste tauglichen Recruten auszuwählen. Außerdem hatten diese Officiere ihr Augenmerk auf den Stand und auf die Beschaffenheit der vorhandenen Pferde und Zugochsen zu richten, inwieweit dieselben für militärische Zwecke geeignet erschienen.

Dass bei dieser Gelegenheit die socialen Zustände des Landvolkes, welchem in erster Linie die Last der Recrutenstellung aufgebürdet war, sowie die herrschenden Übelstände und Missbräuche zur Sprache gekommen sind, darf auch nicht wundern, da wohl die meisten Unterthanen der Ansicht zuneigten, dass die kaiserlichen Officiere ihnen Schutz und Hilfe zu gewähren eher in der Lage wären als die von ihnen gefürchteten Beamten.

Die von den Conscriptionsofficieren bei dieser Gelegenheit gemachten Wahrnehmungen wurden in einem Berichte dem Hofkriegsrathe, dessen Präsident damals der kaiserliche Feldmarschall Moriz Graf v. Lacy[1]) war, vorgelegt und von demselben Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia zur Kenntnisnahme unterbreitet.

Dieser Hauptbericht lautet mit einigen Abänderungen, wie folgt.

„Das Königreich Böhmen theilt sich nebst den Prager Städten in 16 Kreise, und man hat in denselben die folgende Anzahl Städte, Märkte, Dörfer und Häuser gefunden:

	Städte	Märkte	Dörfer	Häuser
In Prag	4	—	—	3.176
im Prachiner Kreise	18	19	944	25.977
„ Pilsener Kreise	11	21	612	20.831
„ Klattauer Kreise	2	21	587	16.043
„ Elbogener Kreise	29	8	541	22.592
„ Saazer Kreise	28	1	465	18.536
„ Leitmeritzer Kreise	38	4	866	42.224
„ Jungbunzlauer Kreise	12	30	993	39.705
„ Neubidschower Kreise	4	24	562	24.075
„ Königgrätzer Kreise	7	30	688	33.663
„ Chrudimer Kreise	6	26	720	31.107
„ Czaslauer Kreise	8	33	801	21.174

[1]) Wie die Unterschrift lautet.

	Städte	Märkte	Dörfer	Häuser
im Kaurzimer Kreise	22	19	664	16.185
„ Rakonitzer Kreise	12	6	527	16.519
„ Berauner Kreise	10	22	784	16.171
„ Taborer Kreise	25	10	672	18.406
„ Budweiser Kreise	8	29	861	22.523
im ganzen	244	303	11.287	388.907

Um die Betrachtungen über die Zustände in Böhmen Eurer Majestät höchsten Einsicht darlegen zu können, ist nothwendig, den Inhalt der über jeden Kreis eingekommenen militärischen Anzeigen zum voraus kurz zu berühren und die bei Gelegenheit der unternommenen Beschreibung wahrgenommenen Zustände zu schildern.

Was zuerst die vier Prager Städte[1]) anbelangt, so sollen in denselben viele Bürger und Handwerksleute in sehr dürftigen Umständen angetroffen worden sein; so bestand bei einem Manne die ganze Habseligkeit in einem Mantel, welcher zugleich zum Nachtlager diente; auch ließ sich ein Handwerker aus Mangel anderer Arbeit dazu gebrauchen, gegen täglichen Lohn von zwölf Kreuzer die Straßen auszubessern; ferner fand man eine Witwe, von allen Mitteln entblößt, auf dem Krankenlager, sie hatte fünf unmündige Kinder, wovon das älteste kaum zwölf Jahre zählte. Die bestehenden Spitäler und das Armenhaus sollten zwar für dergleichen Personen der Zufluchtsort sein, doch langen diese milden Stiftungen für die Armen nicht zu. Man glaubt zwar, dass bei den barmherzigen Brüdern so viel Geld vorhanden sei, um nach der Absicht der Stiftungen und Vermächtnisse das bestehende Krankenhaus vergrößern zu können.

Als Ursachen, warum es so viele arme Inwohner in Prag gebe, werden folgende angegeben. Bei den wenigsten Zünften und Innungen ist die Zahl der Meister festgesetzt; ein jeder, der so viel Geld, als für das Bürgerrecht bestimmt ist, erlegen kann, erhält zugleich das Meisterrecht, ohne darauf zu sehen, ob er diesen Geldbetrag aus dem eigenen Vermögen zu leisten imstande ist, oder ob er solchen von anderen erborgt. Dadurch finden sich bei manchem Handwerke so viele Meister, dass es fast unmöglich ist, dass alle dabei ihr Auskommen finden können. Ferner soll verbotener Wucher in Prag sehr im Schwunge sein und dadurch mancher Edelmann und Kaufmann zugrunde gehen. Juden und Müller finden noch am ersten Gelegenheit, sich ein Vermögen zu sammeln.

[1]) Altstadt, Neustadt, Kleinseite und Hradschin.

In Prag sind die städtischen Bäcker nicht einmal befugt, ihr eigenes Getreide vermahlen zu lassen, sondern sie sind verpflichtet, das Mehl von bestimmten Müllern zu nehmen. Dagegen besteht in Wien die Anordnung, dass die Bäcker kein Mehl zum sogenannten schwarzen Brot von den Müllern kaufen dürfen; diese müssen das Mehl in ein allgemeines Magazin abliefern, aus welchem es die Bäcker erhalten. Eine so verschiedene Behandlung muss natürlich auch eine verschiedene Wirkung hervorbringen. Welcher Vorgang den Vorzug verdiene, bedarf noch der Erwägung. Die Prager Müller haben auch seit fünf Jahren das Privilegium, dass kein anderer Bürger in Prag Hülsenfrüchte und dergleichen Gemüse verkaufen darf.

Die Bürgerschaft in Prag ist im allgemeinen arbeitsam und nüchtern, nur soll es hier viele Musikanten, alte Studenten und arbeitslose Handwerksbursche geben, die gar keinen sicheren Erwerb haben. Die Menge an Bettelleuten ist beträchtlich, da die zu deren Einbringung bestellte Wache ihnen vielmehr Vorschub geben als Abbruch thun soll; denn man sagt, das Armengemeindehaus gebe gewissen Armen, welche es nicht ernähren kann, einen bleiernen Pfennig oder sonst ein Zeichen, um privilegierterweise betteln zu dürfen, während sonst derlei Zeichen von milden Stiftungen gerade aus gegentheiliger Absicht gegeben werden. Man behauptet sogar, dass die wegen Bettelei aufgestellten Wächter diese Betteleraubnispfennige verkaufen oder auch andere, welche sich mit ihnen abfinden, ohne solche Pfennige betteln gehen lassen.

Das Vorkaufen der nothwendigen Esswaren ist zwar verboten, trotzdem aber noch im Schwunge. Es sind zwar Satzungen für die Victualienpreise, doch wird sich daran nicht gehalten, ausgenommen bei dem Verkaufe von Fleisch und Brot.

Die Hauptgassen in den Prager Städten sind mit Steinen gepflastert und werden auch rein gehalten, in den Seitengassen aber ist viel Unrath aufgehäuft, besonders in der Judengasse, wo ein fast unerträglicher Gestank herrscht. In den engen Straßen ist auch keine Ordnung für das Fuhrwerk ausgemessen, es sind zwar zur Verhütung des Feuers alle Feuerwerke und das Schießen verboten, dennoch geschieht dieses an gewissen Feiertagen noch vielfältig.

Im Prachiner Kreise wird das gemeine Volk unreinlich und nachlässig angegeben; man schreibt dies den in den letzten Jahren vorgekommenen Krankheiten, jedoch meistens der allgemeinen Noth und den schlechten Nahrungsmitteln zu. Das Federvieh wird durch

den ganzen Winter in den Stuben behalten und gefüttert, was viel Ungeziefer verursacht. Die Stuben selbst haben ganz kleine Fenster, die nur theilweise mittelst eines kleinen Schubers geöffnet werden können, so dass die erforderliche Luft niemals eindringen kann. Die Liegerstätte ist gewöhnlich auf der Ofenbank oder hinter dem Ofen; das Volk entkleidet sich selten, und die nasse Kleidung muss meistens am Leibe wieder trocknen; Umstände, welche auch in gesegneten Jahren der Gesundheit nachtheilig sind.

In dem Gebirge dieses Kreises ist das Volk mit Blähhälsen und Kröpfen behaftet; die Ursache hiervon wird dem Trinkwasser gegeben, was man auch in Innerösterreich vermuthet, es könnte daher auch hier wie dort dagegen Kropfpulver und Meersalz gebraucht werden.

Das schlechte Wachsthum der Menschen im Prachiner Kreise wird dreierlei Ursachen zugeschrieben: der zu geringen Nahrung, der zu geringen Bedeckung des menschlichen Körpers besonders zur Winterszeit und endlich der zu frühen Anstrengung zur Robot, nämlich dass der Bauer, um hierzu nicht einen eigenen Knecht halten zu müssen, seine Söhne schon in der zartesten Jugend zur Robot zu schicken gezwungen ist. Der Unterthan beklagt sich, dass bei herrschender Noth ihm nicht zur rechten Zeit oder gar nicht mit Naturalvorschüssen geholfen werde. Es gibt im Prachiner Kreise Ortschaften, wie Nepomuk, wo die Unterthanen keine Naturalrobot leisten, sondern solche mit Geld reluieren. Die unterthänigen Besitzer werden bloß als Pächter angesehen, und wenn man daher über den Bauer missvergnügt ist, wird ihm die Wirtschaft abgenommen und einem anderen gegeben.

Im Prachiner Kreise ist wenig Verkehr, daher hat der Bauer keine Gelegenheit, außer des Fruchtgenusses von Grund und Boden sich durch Fuhrwerk oder auf eine andere Art etwas zu verdienen. In Pisek, Strakonitz und Wällisbirken gibt es einige Tuchmacher, die im letzteren Ort haben auch Verschleiß nach Ober- und Niederösterreich, die anderen ziehen ihren meisten Verdienst von der Prager Monturscommission. Leinweber sind sowohl in Städten und Märkten als auch in Dörfern in großer Anzahl, obwohl es an Flachs fehlt; sie sind es mehr der Benennung als der That nach. Die Leinweber in den Dörfern kaufen sich in die Innungen der nächsten Städte und Märkte ein.

Die Glashütten in dem Gebirge und an den Grenzen des Prachiner Kreises können nicht anders bestehen, als dass, so oft in

einer Gegend das dazu verwendbare Holz verbraucht worden ist, derlei Glashütten anderswohin versetzt werden, weshalb man auch im Gebirge hie und da leere Häuser findet. Der Glashandel war vormals durch den Verschleiß in die Türkei beträchtlich, ist aber dermalen durch den ausgebrochenen Krieg unterbrochen. Der Handel nach dem bayerischen und Passauer Gebiete besteht lediglich in Schmalz und gemästetem Hornvieh.

In die benachbarten Länder pflegen hiesige Unterthanen nicht in Arbeit zu gehen, wohl aber kommen jenseitige eher in den Prachiner Kreis herein. Auch heiraten aus Bayern mehr in diesen Kreis als aus diesem nach Bayern, weil daselbst die Erlaubnis dazu schwerer zu erhalten ist. Bayern dürfte aber mit der Zeit einsehen, dass die Erschwerung dieser Erlaubnis den Populationsgrundsätzen widerspricht.

In dem Pilsener Kreise wurde wahrgenommen, dass in Orten, welche im Gebirge und an den Grenzen liegen, die Einwohner nicht nur mit Kröpfen, sondern auch mit einem Aussatze behaftet sind; man vermuthet, dass dies von den Sauerbrunnen herrühre.

Als Landessitte gilt es hier, dass der zuletzt geborene Sohn die Wirtschaft des angesessenen Vaters übernimmt, es wäre denn, dass der Vater stürbe, ehe der jüngste Sohn zu Jahren und Leibeskräften gekommen sei, um die Wirtschaft übernehmen zu können. In diesem Falle kann mit Bewilligung der Obrigkeit ein älterer Sohn in die Befugnis des jüngsten eintreten.

Es gibt in den Städten des Pilsener Kreises Tuchmacher und Leinweber, welche aus ihrer Arbeit allein ihren Unterhalt ziehen und in die Oberpfalz, Sachsen und Bayern damit Verkehr treiben, allein die meisten dieser Gewerbsleute arbeiten nur für eigene häusliche Nothdurft und gewinnen ihren Unterhalt vom Ackerbau. Nebst Tuch- und Leinenwaren wird auch mit groben Zeugen, Glas, Hopfen, Federn, Wolle, Schleif- und Mühlsteinen, Schaf- und Schweinvieh in die angrenzenden Länder gehandelt.

Die Taglöhner und unangesessenen Inwohner pflegen zur Zeit der Ernte, wohl auch mit Weib und Kindern, bis in die Reichslande auf Arbeit zu gehen.

Die Viehzucht liefert nur auf den Herrschaften Pilsen und Tepel gute Pferde und Ochsen, sonst findet man nur mittelmäßiges und schlechtes Vieh.

In diesem Kreise gibt es Gründe, die sich nicht bebauen lassen, weil sie zu sumpfig und steinig sind; so sollen bei dem Städtchen

Hayd einige tausend Joch Grund unbebaut liegen, was nicht bloß dem Getreidemangel, sondern auch dem Abgang an Menschen zugeschrieben wird.

In dem Klattauer Kreise ist der Bauer durchwegs zur Unsauberkeit geneigt. Ältere Personen haben ihre Lagerstätte auf altem Stroh, und die Kinder liegen nackt auf oder hinter dem Ofen. Das Ungeziefer und der Gestank in ihren Stuben und Kleidern ist auch Ursache, dass ihnen die ohnehin geringe Nahrung nicht gedeihen kann. Wenn Krankheiten, zumal zur Winterszeit, auftreten, so werden gleich alle davon angesteckt, wie auf der Planitzer Herrschaft in sechs Dörfern, auf dem Bistritzer und Kanitzer Dominium in zwei Dörfern hitzige Krankheiten und Pocken gar heftig um sich gegriffen haben; so sind in einem Dorfe aus 30 Häusern 28 Personen an der nämlichen Krankheit gestorben. Das arme Volk hat außer der christlichen keine weltliche Hilfe, weil sich auf solchen Orten weder herrschaftliche noch Kreischirurgen sehen lassen, obwohl diese dafür bezahlt werden. Die Gesundheit und das Wachsthum der Kinder leidet darunter ungemein, weil sie schon in zarter Jugend zur Robot gehen und aus jenen Gegenden, wohin man mit Fuhren nicht gelangen kann, das Holz auf dem Rücken für die Herrschaft heraustragen müssen. An Schulen wird gar nicht gedacht und auch nicht getrachtet, angemessene Schullehrer zu bestellen. Die ganz kleinen Kinder werden durch die Unachtsamkeit der Eltern verwahrlost und bekommen dadurch Leibesschäden; die Eltern scheinen gleichsam froh zu sein, wenn sie dem Militär einen krüppelhaften oder verstümmelten Sohn vorweisen können. Auch sind hier viele mit Kröpfen und Blähhälsen behaftet.

In diesem Kreise besteht gleichfalls die Gewohnheit, dass der jüngste Sohn Erbe der väterlichen Wirtschaft ist, der älteste ist dagegen gewissermaßen der Knecht im Hause.

Das Bauernvolk ist wohl fleißig, wenn es nur versichert wäre, die Früchte der Arbeit für sich und die Kinder zu genießen; allein in den meisten Orten und besonders dort, wo Pächter sind, wird sehr oft mit den Unterthanen gewechselt; der ordentliche und arbeitsame Bauer wird von dem gut bearbeiteten Grunde entfernt und auf einen vernachlässigten gesetzt, wodurch natürlich Lust und Liebe zur Arbeit aufhören muss. Auch werden oft Bauerngründe eingezogen und aus denselben herrschaftliche Meierhöfe errichtet, und auf diesen die Bauern gleichfalls mit Frohnen und Robot belegt. Überhaupt besteht bezüglich der Robot eine sehr ungleiche Vertheilung. Auf der Herrschaft Hradischt

sind viele Bauern schon so weit heruntergekommen, dass sie weder Pferde noch Ochsen mehr halten können, die übrigen, welche noch mit Vieh versehen sind, kommen nach und nach in dieselbe schlimme Lage, weil sie nebst der eigenen auch für die von Zugvieh entblößten Unterthanen die Robot leisten müssen. Besonders führen die Unterthanen des Gutes Bistritz heftige Klagen über die strengen Frohndienste; sie müssen zur Winterszeit alle Wochen durch drei Tage, im Sommer aber alle Tage mit dem Zugvieh frohnen und überdies auch noch eine oder zwei Personen zur Handrobot schicken. Die Dominien berufen sich zwar auf ihre Privilegien, wollen sich aber herbeilassen, dass sie sich mit einer Robot von drei Tagen in der Woche begnügen, jedoch müssten die Unterthanen in diesem Falle zehn Stunden im Tage arbeiten.

Mit den Naturalrobotfuhren bis Prag und Wien werden die Unterthanen auch arg mitgenommen, weil sie dieselben oft bei der schlechtesten Witterung unternehmen müssen. Eine nicht geringe Bedrückung der Unterthanen machen ferner die häufigen Geldstrafen aus, die nach Willkür auferlegt werden und zuweilen wegen eines kleinen Verbrechens den Bauer in die Nothwendigkeit versetzen, auch das letzte Stück Vieh zu verkaufen. So sind in der Stadt Klattau 16 Bauern wegen des Salzschmuggels eingebracht worden; ihr Verbrechen soll darin bestanden haben, dass sie die große Armut und die Absicht, ihr weniges Vieh dadurch noch zu erhalten, dazu verleitet habe. Dieselben sind nach ausgestandenem schweren Arrest noch zu einer Geldstrafe von 174 Gulden gegen sofortigen Erlag verurtheilt worden, so dass sie ihr letztes Zugvieh verkaufen mussten. Überdies mussten alle 16 Bauern auf Befehl des Oberamtmannes sich assentieren und untersuchen lassen, obwohl an ihnen, da sie bereits 50 bis 60 Jahre alt waren, die Untüchtigkeit zum Militärstande zu erkennen war. Dem Klattauer Stadtrichter mussten sie noch 2 Gulden 20 Kreuzer Arrestgeld zahlen.

Wenn von dem Bauernvolke die landesfürstlichen Befehle nicht beobachtet werden, so ist es weniger ihrem Verschulden als vielmehr der Art der Verlautbarung zuzuschreiben; die Verordnungen werden bloß den Ortsrichtern am Samstage in der Amtskanzlei vorgelesen, und es ist unmöglich, dass diese alles gehörig im Gedächtnis behalten. Wenn es auch nicht immer thunlich wäre, die Verordnungen in allen Orten anzuschlagen, so könnten doch die Seelsorger an Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienste dieselben verkünden und dem Volke begreiflich machen.

Auf die Polizeiordnung wird nicht viel gesehen. Die Juden schlachten und verkaufen das Fleisch, wie sie wollen. Das österreichische Maß und Gewicht ist noch nicht überall eingeführt, man bedient sich deswegen des Vorwandes, dass sich die Unterthanen darein nicht zu schicken wüssten.

Auf der Bistritzer Herrschaft müssen alle Wirte, Gastgeber, Müller und Juden, welche im Pacht sind, die zum Schlachten bestimmten herrschaftlichen Schafe um 15 bis 26 Groschen das Stück annehmen, und die Wirtsleute müssen daher, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen, dieses Fleisch den Inwohnern und Reisenden vorsetzen. Zur Fastenzeit wird wiederum den Wirten, Müllern und Juden eine große Menge Häringe, das Stück zu vier Kreuzer, übergeben; diese sind meistentheils schon verdorben und müssen als ungenießbar weggeworfen werden.

Auch beklagen sich die Unterthanen dieser Herrschaft darüber, dass sie ihre Kinder und Dienstleute als Knechte und Mägde in die herrschaftlichen Meierhöfe zur Robot geben und dennoch durch das ganze Jahr mit Nahrung und sonstiger Nothdurft versorgen müssen.

Der Handel mit den benachbarten Ländern besteht in diesem Kreise zumeist in Getreide, Schafwolle, Hopfen, Federn und Schweinvieh; der Fruchthandel wird nur von reichen Leuten getrieben, die dem armen Bauer das Getreide, wenn es auch noch auf dem Felde steht, abkaufen und trotz des Verbotes heimlich ausführen. Zur Zeit der Ernte gehen viele Inwohner auf vier bis fünf Wochen in das deutsche Reich und lassen ihre Kinder bei Befreundeten; bisher sind sie meistens wieder zurückgekommen.

Die Pferdezucht ist gering, weil es an tüchtigen Hengsten fehlt; bekommt aber ein Unterthan ein gutes Füllen, so wird es gleich ins Ausland verkauft, ausgenommen dass es die Herrschaft nimmt, welche dem Bauer dafür 10 bis 16 Gulden gibt. An vielen Orten halten die Unterthanen lieber Ochsen, weil die Herrschaft nach Belieben die schönen Pferde nimmt und damit herumfährt, so dass der Bauer nicht weiters Herr davon ist, als dass er das Pferd füttern und putzen darf. Auch ist bemerkt worden, dass einige Herrschaften die Pferde courtieren oder die Schwänze stutzen lassen, weswegen diese auch zum Militärdienste nicht verwendet werden können.

In dem Elbogener Kreise ist das Landvolk ziemlich arbeitsam; jeder Landwirt läßt sich die Bebauung seiner Felder angelegen sein. In dem flachen Lande sind die Felder gut bebaut, dagegen kann

im Gebirge nicht einmal Hafer gedeihen, weil der Schnee oft das ganze Jahr hindurch liegen zu bleiben pflegt. Die Armut der Leute, welche in diesen Gegenden wohnen, ist so arg, dass sie sich nicht einmal ordentlich bekleiden können. Die Noth wird so groß angegeben, dass gezweifelt wird, ob manchmal in fünf und sechs Ortschaften auch mit äußersten Zwangsmitteln zehn Gulden zusammengebracht werden können. Auf der Neudeker Herrschaft kommt keinerlei Getreide zur Reife; ein Theil der Inwohner nährt sich kümmerlich mit Spitzenklöppeln, der andere lebt vom Betteln. Auf der Gabhorner Herrschaft leben viele Maurer und Zimmerleute, welche nach Bayern, Schlesien und Polen wandern, sich dort verheiraten und nicht wieder zurückkehren; jene aber, welche schon verheiratet sind, kommen zur Winterszeit zu ihrer Familie zurück und gehen im Frühjahr wieder fort. Die Ursache besteht darin, dass diese Leute außer ihrer Profession keinen anderen Verdienst haben.

Handel und Wandel liegt in diesem Kreise völlig darnieder. Die Gebirgsbewohner pflegen im Sommer in den sächsischen Waldungen Holz zu fällen und Kohlen zu brennen, nehmen aber ihre Familie niemals mit sich; die zurückgebliebenen Weiber und Kinder beschäftigen sich mit Spitzenklöppeln, welche Arbeit der Mann nach seiner Rückkehr gleichfalls treibt. In diesem Kreise gibt es wenig Pferde; der Schlag der Ochsen ist besonders im Egerbezirk hoch und stark, diese würden noch mehr an Wuchs gewinnen, wenn man sie nicht zu früh zum Zuge der Robotfuhren verwenden müsste.

Im Saazer Kreise ist das Landvolk zur Unsauberkeit geneigt, besonders im Gebirge, wo in den Holzhäusern nur kleine Fenster angebracht sind, welche nur wenig oder gar nicht geöffnet werden können. In den obrigkeitlichen Häusern, Panschken genannt, wohnen viele Drescher und Taglöhner beisammen, sie sind sehr unrein und werden aus Mangel an Holz niemals geheizt, bleiben daher immer feucht; dies veranlasst viele Krankheiten, besonders bei den Kindern.

Aus dem Saazer Kreise ziehen mehr Unterthanen nach Sachsen, als von da hereinkommen; die Ursache besteht darin, dass in Sachsen der Lohn viel höher ist. Auch gehören einige Häuser in dem zur Rothenhauser Herrschaft gehörigen Dorfe Natschung zu dem Rübenauer Edelhofe in Sachsen, und die in denselben wohnenden Unterthanen müssen ihre Abgaben dahin entrichten.

Der Schmuggel wird an der sächsischen Grenze stark betrieben, dabei sind einige ärgerliche Fälle vorgekommen. Aus dem zur Rothen-

hauser Herrschaft gehörigen Dorfe Brandau wurde vor fünf Jahren der Grundwirt Josef Seifert in Sachsen aufgefangen, er ist seit dieser Zeit in Dresden auf Schanzarbeit; sein Verbrechen soll in dem Schleichhandel mit sächsischem Erz bestehen. Er wurde, der Aussage nach, nach Sachsen gelockt, um ihn handfest zu machen. Ferner ist der Inwohner Rebentisch aus Grünthal durch sächsische Leute nach Dippoldswalde ins Arrest gebracht worden, von dem man gleichfalls einen Schleichhandel mit Freiberger Erzen vermuthet.

In diesem Kreise sind von den Grundwirten viele Klagen vorgekommen, dass die Herrschaften Bauernwirtschaften und Felder eingezogen und dieselben für ihre Meierhöfe genommen haben. An den Grenzen dieses Kreises wird der meiste Handel mit Getreide getrieben, und die Gebirgsbewohner haben die beste Gelegenheit zur Ausfuhr, wenn dieselbe verboten ist. Am leichtesten wird zu solchen Zeiten die Ausfuhr über Reischdorf und Schmiedeberg nach Sachsen betrieben. Auch besteht in diesen Gegenden ein reger Verkehr mit Obst und Federn sowie mit Hopfen und Spitzen.

Die Pferdezucht ist ohne Bedeutung, weil es an tüchtigen Hengsten fehlt. Überhaupt halten die Bauern selten mehr Pferde, als sie zur Bestreitung der Robot nöthig haben, und kümmern sich auch nicht um gute Pferde, weil sie, wenn ihnen eines bei der Robot zugrunde geht, keinen Ersatz dafür bekommen. Auch beschweren sich die Unterthanen, dass sie, wenn sie nach Prag fahren müssen, weder Futter noch das zugesicherte Kostgeld erhalten.

Im Leitmeritzer Kreise ist das Landvolk arbeitsam, die Leute sind selten mit Leibesgebrechen behaftet, und es herrschen auch daselbst wenig Krankheiten.

Auf den markgräflichen badischen Herrschaften beklagen sich die Unterhanen über die herrschaftlichen Beamten, welche im Einverständnisse mit den Dorfrichtern Häuser und Gründe nach Belieben vertheilen und dadurch viel Armut verursachen. In der Stadt Auscha schätzen die Unterthanen die Getreidezinsungen ebenso hoch wie die landesfürstlichen Umlagen; können sie das Getreide nicht in natura abliefern, so müssen sie dafür eine entsprechende Geldsumme zahlen. In einem Dorfe müssen 19 Fuder Wiesenmahd versteuert werden, ohne dass die Unterthanen ein Stück Wiese besitzen; in einem anderen Dorfe müssen die Unterthanen jährlich der Herrschaft 102 Strich[1]) und der Pfarrei

---

[1]) Ein Strich Getreide = 2·44 Hektoliter.

auch 16 Strich und in dem zur Duxer Herrschaft gehörigen Dorfe Ladowitz sogar 150 Strich Getreide abliefern, was ihnen fast unmöglich ist. Auf dem Oppersdorfischen Gute Schnedowitz müssen für Überlassung in eine andere Unterthänigkeit 12 bis 50, sogar 56 Gulden und für einen Heiratsconsens, wenn uneheliche Kinder vorhanden sind, 21 bis 36, sogar 62 Gulden gezahlt werden. Auf diesem Gute wird selten die Erlaubnis zum Heiraten gegeben, die Unterthanen leben deswegen sehr unzüchtig und werden dann mit großen Geldstrafen belegt. So hatte die Tochter eines Grundwirts bereits zwei uneheliche Kinder, ehe ihr die Erlaubnis zum Heiraten gegeben wurde, und dann musste sie eine Geldstrafe von 21 Gulden zahlen.

Auf der Herrschaft Libschowitz sind in Contributions- und Lieferungsangelegenheiten viele Beschwerden vorgekommen und auch untersucht worden; es hat sich dabei um einen eingeklagten Ersatz von 30.000 Gulden gehandelt, und deswegen wurden anfänglich einige Beamte in Verhaft gezogen, sind später aber wieder freigelassen worden. So soll auch bei der Politzer und Raudnitzer Herrschaft ein Anstand in Contributionsangelegenheiten mit dem Betrage von mehreren tausend Gulden obwalten. Auf vielen Herrschaften beklagen sich die Unterthanen über den unsäglichen Schaden, welchen ihnen das zunehmende Wild verursacht; auf der Teplitzer Herrschaft soll sich in dem Orte Rosendorf allein nach der Aussage der Bauern der Wildschaden auf mehr als 3000 Gulden belaufen haben, ohne dass nur die kleinste Vergütung bewilligt worden ist. In Rauschengrund, Oberdorf und Rascha läfst das viele Wild nicht einmal den Hafer, der hier nur gedeiht, aufkommen.

Auf der Oberleutensdorfer Herrschaft wollten die Unterthanen 400 Strich[1]) Hutweide in Fruchtfelder verwandeln, was ihnen wegen der Weide der herrschaftlichen Schafe verwehrt wurde. Im ganzen Kreise soll übrigens keine größere Noth als auf der Solmischen Herrschaft Krzemus herrschen; es heißt, die Unterthanen würden so hergenommen, dass die wenigsten ein Bett mehr hätten.

Das deutsche Volk im Gebirge ist zwar sehr arbeitsam, doch wird an Sonn- und Feiertagen oft der ganze Wochenlohn wieder ausgegeben, da an diesen Tagen in den Wirtshäusern gewöhnlich Tanzmusik ist. In der Gegend von Schönlinde, Schlukenau, Pürgstein, Warnsdorf, Georgenthal und Steinschönau sind über 10.000 Häuser, in welchen

---

[1]) Ein Strich umfasst eine Fläche von 1/2 Wr. Joch oder 28·77 Ar.

nur Leinweber wohnen; diese waren früher von der Recrutenstellung befreit, und obwohl viele von ihnen ins Ausland gezogen sind, so ist doch der Handel mit ihren Fabrikaten niemals ins Stocken gerathen. In Langenau, Steinschönau und in der Umgebung ist der Verkehr besonders mit Glas und Spiegeln, in Leipa und Kamnitz mit geschliffenen Waren, in Schönlinde mit gebleichtem Garn und in den anderen Ortschaften mit Leinwand sehr lebhaft. Der Verkehr mit diesen Fabrikaten reicht bis nach Holland, England, Dänemark, Schweden, Spanien und Portugal und bis in die Türkei; die Geschäftsleute reisen selbst in diese Länder und verweilen dort vier bis fünf Jahre.

Ehemals wurde in diesem Kreise ein starker Handel mit Getreide nach Sachsen getrieben; da jedoch dermalen die Ausfuhr verboten ist, ist jetzt der Holzhandel in Aufnahme gekommen, indem die Unterthanen von den Herrschaften Holz kaufen und nach Sachsen ausführen. In der Gegend von Tetschen liefert auch der Obsthandel einigen Erwerb.

Was die Pferde in diesem Kreise anbelangt, so findet sich auf dem flachen Lande ein ziemlich guter Schlag, nur fehlt es an hinreichendem Futter, und die Füllen werden zu früh zur Arbeit gebraucht; auch werden die Pferde der Unterthanen durch Robotfuhren stark mitgenommen. Auf der Herrschaft des Grafen Pachta müssen die Bauern viermal in der Woche nach Liboch und von da bis Prag mit Holz fahren und Salz zurückbringen. Die Bauern sind willens, die Robotfuhren mit Geld abzulösen oder das Holz in Prag zu kaufen, worauf jedoch die Herrschaft einzugehen nicht geneigt ist.

Übrigens herrscht in diesem Kreise noch ein besonderer Gebrauch. Alle Jahre werden im Frühjahre die Grenz- und Marksteine der Felder und Wiesen von den Gerichten besichtigt; von den Bauern werden bei dieser Gelegenheit je nach der Strecke drei und mehr Maß Bier gegeben, welche sie nach der Ernte bezahlen müssen, was ihnen bei einem Missjahre oft schwer fällt, da das Bier hier so ziemlich theuer ist.

Im Jungbunzlauer Kreise ist unter dem Landvolke nur dort Unreinlichkeit zu treffen, wo anstrengende Arbeit und der Mangel an Nahrungsmitteln das Volk drückt. Im Gebirge sind die Leute allerhand Nervenkrankheiten unterworfen, welche die Kinder, wenn sie auch in der Jugend gut aussehen, im reiferen Alter lähmen und zuletzt völliges Siechthum hervorbringen. Man glaubt, das Rettungsmittel dieses betrübten Zustandes könnte durch Verringerung der Robotarbeiten und der Geld- und anderen Erpressungen erreicht werden.

Übrigens ist das Landvolk fleißig und arbeitsam, wenn es einigen Nutzen für sich und die Familie zu erzielen Hoffnung hat. Im Bunzlauer Kreise besteht der einträglichste Handel in Glaswaren, auch wird einiger Garnhandel betrieben.

Im Bidschower Kreise findet man im Gebirge Leute, welche mit Blähhälsen und Kröpfen behaftet, taubstumm und augenkrank sind, auch hat man viele Kinder mit Leibesbrüchen gefunden; als Ursache hiervon wird die allzu frühe Anstrengung der Jugend angegeben. Auf der Herrschaft Rumburg sind in einigen Dörfern viele Leute mit ansteckenden Geschlechtskrankheiten angetroffen worden; sie geben an, dass dieses Übel noch von dem letzten preußischen Kriege herrühre und deshalb immer weiter um sich greife, weil sie zu arm sind und sich nicht heilen lassen können. Im Gebirge sind die Leute arbeitsamer als im Flachlande, wo sie träg und faul erscheinen. Die Noth verhindert die Schwelgerei, und das Volk ist durch Missjahre und Hagelschlag so herabgekommen, dass es nur sehr schwer die Abgaben zu bestreiten imstande ist. Zwischen Sachsen und Schlesien wird hier der meiste Handel mit Getreide, Leinwand und Garn betrieben; der Garnhandel war vor Zeiten sehr einträglich, gegenwärtig liegt er aber darnieder.

Einige diesseitige Unterthanen arbeiten als Maurer in Preußisch-Schlesien bei dem Baue der Festung Silberberg, Weib und Kinder bleiben zuhause; die Männer kommen zur Winterszeit mit ihren Ersparnissen wieder zurück.

Die Pferdezucht liefert ziemlich gute Pferde, nur fehlt es, besonders im Gebirge, an tüchtigen Hengsten und Stuten; man findet hier meistens Walachen, welche, wie es heißt, im Gebirge besser ausdauern.

Im Königgrätzer Kreise ist das reinböhmische Volk mehr zur Unsauberkeit geneigt als das deutsche. Besondere Krankheiten sind nur dort wahrgenommen worden, wo das Volk Brot, aus Mühlstaub oder aus Hafermehl mit Unkraut erzeugt, zu genießen aus Noth gezwungen ist; die hier herrschenden Krämpfe sowie Epilepsie werden dieser Nahrung zugeschrieben. Im Gebirge ist das Volk mit Blähhälsen und Kröpfen behaftet; infolge des Bergsteigens und des Tragens schwerer Lasten leiden viele Menschen im Gebirge auch an Leibesgebrechen.

Als Ursache der Auswanderungen nach Preußen, besonders der Bauernbursche, wird angegeben, dass die Bauernknechte, wenn sie zur Robot kommen, von den Herrschaftsbeamten theils mit Schlägen, meistens aber mit rauhen Worten behandelt werden. Auch wird keinem preußischen Unterthan bewilligt, herein zu heiraten.

In Reichenau und Neustadt haben die Unterthanen unter Thränen ausgesagt, dass, wenn ihnen nicht in Ansehung der übertriebenen Robot und der so mannigfaltigen Geldabgaben Hilfe geschehen sollte, sie ohneweiters zu entlaufen gezwungen wären, da sie nicht mehr imstande sind, ihre Kinder zu ernähren, und ihnen wegen der überhäuften Robot nicht so viel Zeit übrig bleibt, ihr eigenes Feld zu bestellen. In der Reichenauer Amtskanzlei befindet sich ein großes Crucifix, über welchem das Herrschaftswappen angebracht ist; rechts und links hangen an rothen Bändern zwei Bambusrohre, und unter diesen befindet sich eine Bank, auf welcher eine gemalte nackte Person liegt, welcher die Thränen aus den Augen rollen, diese Bank trägt die Aufschrift „Richterbank" und gilt als das allgemeine Schreckbild für die Unterthanen.

Auf den Herrschaften Braunau, Graslitz, Trautenau und Schatzlar wird die Flachsspinnerei und Leinwandweberei fast bei Tag und Nacht betrieben. Die Tuchmacher in der Stadt Braunau, welche sonst neben jenen von Reichenau berühmt waren, verfertigen jetzt statt Tuch nur Rasch und geben an, dass, seitdem so viele Fabriken in Böhmen errichtet worden sind und die schlesische Schafwolle nicht mehr zu bekommen ist, sie nun gezwungen wären, sich mit dem Spinnen der inländischen Wolle und mit der Erzeugung des Rasch zu beschäftigen. Überhaupt wird mit dem Wollhandel viel Wucher getrieben.

In Königinhof wird auch Porzellan erzeugt; der Handel mit demselben ist nicht mehr so bedeutend wie ehedem, da die in Polen ausgebrochenen Unruhen den Absatz dahin hindern. Der Leinwandhandel bietet den Bewohnern dieses Kreises den meisten Erwerb. Es gibt hier Bauern, welche die rohe Leinwand von den Webern und auf den Märkten kaufen, dieselbe bleichen und herrichten und alsdann sowohl im Lande als auch in Mähren und sogar bis nach Italien wieder verkaufen; andere sind Leinwandhändler, welche von den Kaufleuten in Breslau und Hirschberg Bestellungen annehmen und für dieselben rohe Leinwand einkaufen, zu welchem Zwecke ihnen das nöthige Geld vorausgegeben wird. Andere Leinweber, wie jene von Nachod, verkaufen ihr Fabrikat stückweise, jene zu Schatzlar bringen ihre Leinwand auf den Markt zu Trautenau, auch nach Schlesien, Österreich und Ungarn zum Verkaufe. In Braunau finden sich über 50 leere Baustellen, welche meistens von dem preußischen Kriege, einige auch von dem im Jahre 1733 erlittenen Brande herrühren.

Die Pferde sind in diesem Kreise von ziemlichem Schlage, aber im Wachsthum zurückgeblieben, weil die Füllen allzu früh zur Arbeit

gebraucht werden. Auch müssen die Unterthanen ihre Pferde den Herrschaften nicht nur zu landwirtschaftlichen, sondern auch zu Vorspannfuhren und zur Jagd hergeben, ohne dass sie für ein verunglücktes Pferd irgendeine Vergütung erhalten.

Im Chrudimer Kreise herrscht unter dem Landvolke große Unreinlichkeit; die Kranken haben wenig oder gar keine Hilfe, weil es an Ärzten und Feldscherern fehlt und das Volk nicht das nöthige Geld zur Bezahlung der Ärzte und der Arzneimittel besitzt. Übrigens ist das Bauernvolk arbeitsam, hat aber keinen besonderen Verkehr.

Nach der Landesgewohnheit ist in den Städten der erstgeborene, in den Dörfern aber der jüngste Sohn Erbe der väterlichen Wirtschaft; der Vater darf ohne besondere Ursache zu seinem Nachfolger in der Wirtschaft nicht jenen Sohn bestimmen, welchen er gern darauf sehen würde.

Da es in diesem Kreise viele Leinweber gibt, so können die wenigsten hiervon leben und die Weberei nur als einen Nebenverdienst ansehen.

Es fehlt hier nicht an tüchtigen Hengsten, und die Füllen sehen auch schön aus, bleiben aber im Wachsthum zurück, weil sie schon im zweiten Jahre zur Arbeit verwendet werden. Die schönsten Füllen kommen außer Land und werden auf den Rossmärkten in Schlesien verkauft.

In dem Czaslauer Kreise haben die Militär-Conscriptionsofficiere erst bei ihrer Ankunft dem Volke die Absicht einer allgemeinen Seelenbeschreibung durch Dolmetsche mittheilen lassen; der Prälat des Stiftes Selau hat aber der Operation schon im vorhinein besonderen Vorschub geleistet, und der Baron Goldlin in Pollerskirchen hat seine Willfährigkeit dadurch gezeigt, dass er eine mit Gewehren, Trommeln und Fahnen versehene Knabenschar der Commission zum Empfange entgegengeschickt und dann jeden dieser Knaben mit einem Laib Weizenbrot beschenkt hat.

Auf der Polnaer Herrschaft liegen die Ortschaften Schönfeld, Slawietin und Audolin auf ganz sumpfigem Boden und sind der Nässe und Feuchtigkeit sehr ausgesetzt, weshalb dort auch verschiedene Krankheiten vorkommen. Die dortigen Bauern haben den Wunsch geäußert, dass ihnen die Herrschaft Bretter zur Dielung der Stuben überlassen oder wenigstens erlauben möge, den Schlackenschutt aus einem vor Zeiten aufgelassenen Bergwerk wegzuführen und zur Bestreuung ihrer Wohnstuben zu verwenden.

Der in diesem Kreise heuer eingetretene Mangel an Getreide hat viele Krankheiten und Elend nach sich gezogen, so dass das Volk, um

den Hunger zu stillen, zu manchen dem Genusse widerstrebenden Nahrungsmitteln greifen musste. Wiewohl der Mangel an Getreide und Hülsenfrüchten einem zweijährigen Misswachs zugeschrieben wird, so versichert man doch, dass auch bei reichlicher Ernte die wenigsten Unterthanen mit dem nöthigen Brot von einer Ernte zur anderen wegen der vielen Abgaben auskommen können.

In diesem Kreise führen die Unterthanen vielfältige Klagen, dass nicht nur über die ungekauften Ruralgründe, sondern auch über die eigens eingekauften Gründe nach Willkür Abänderungen getroffen und die Bauern von einem Grunde auf einen anderen, ja sogar auf ein anderes Dorf übersetzt werden, ohne dass sie ihr ererbtes oder erworbenes Zugvieh mitnehmen dürfen. Man glaubt, dass die Unterthanen, wenn ihnen die Gründe eigenthümlich gehörten, die eingeführte Versetzung von einem Grunde zu einem anderen oder die gänzliche Wegnahme derselben nicht so häufig geschehen würde und überdies die Robot nicht so hart wäre, aus der bisherigen Trägheit gezogen und arbeitsamer werden dürften. Die hauptsächlichste Beschäftigung der Unterthanen besteht in Robot, diese wird bloß mit Zwang und oft mit Schlägen verrichtet. Weil nun der Bauer zu einer solchen Arbeit nur mit Unmuth geht, so hat er auch zur Bebauung seiner eigenen Felder, soweit ihm dazu noch Zeit bleibt, nur wenig Lust, und weil er Dienstboten zur Handrobot zu halten nicht imstande ist, so werden noch ganz kleine Kinder dazu angehalten, welche dann in ihrem Wachsthum geschädigt werden.

Bei Gelegenheit der aus den Kirchenbüchern verfassten Auszüge haben sich die Seelsorger dahin geäußert, dass nebst anderen Übeln besonders drei den Unterthanen schädlich wären, nämlich der Eigennutz der Beamten und Magistrate, die Robot und die Verpachtung ganzer Güter und Herrschaften. Bei den herrschaftlichen Beamten herrscht durchgängig Eigennutz, und ihre Handlungsweise ist am wenigsten auf das Wohl der Unterthanen oder auf das Beste des Landes gerichtet; die Robot ist unbestimmt und hängt bloß von der Willkür der Beamten ab, indem sie die herrschaftlichen Arbeiten meistens bei guter Witterung besorgen lassen und die schlechte Zeit den Unterthanen zur Besorgung der eigenen Arbeit überlassen. Die Verpachtung der Güter ist deshalb schädlich, weil die Pächter dadurch auch das Recht über die Unterthanen erlangen und aus deren Arbeit so viel wie möglich Gewinn zu erzielen suchen. So werden auf der Herrschaft Heraletz die ärmsten Bauern im ganzen Kreise gefunden; dieselben führen gegen ihren Director

die bittersten Klagen, dass er als Pächter dieser Herrschaft sie bis auf das Blut aussauge, um sich während der Pachtzeit bereichern zu können. Den Unterthanen ist dabei durch die Natur der Pachtung der Weg zur Obrigkeit, um daselbst ihre Beschwerden anzubringen, versperrt.

Im Czaslauer Kreise gibt es viele Freisassen oder Freibauern; sie unterliegen weder der Leibeigenschaft, noch haben sie Robot zu leisten, sie theilen aber ihre Gründe zuviel unter ihren Söhnen, so dass sie bei so kleinen Wirtschaften kaum das Auskommen finden können.

Es leben in diesem Kreise, besonders in Polna und Humpoletz, viele Tuchmacher und Leinweber, doch arbeiten sie wenig für den auswärtigen Markt, und die wenigsten können sich selbst Schafwolle verschaffen. Die Tuchmacher zu Polna arbeiten zumeist für die Militärmonturs-Commissionen. Es bestehen hier auch einige Coton- und Leinwandfabriken; da es ihnen aber an Geld und Gespinst fehlt, so verspricht man sich nicht viel von deren Aufnahme.

Unbewohnte Häuser, wozu Gründe gehören, haben sich in diesem Kreise nicht gefunden, wohl aber viele obrigkeitliche Schaluppen, welche von den Inwohnern theils aus Noth, theils aus Zwang verlassen worden waren. Die Bauerngründe sind in einigen Gegenden schlecht angebaut, weil der Bauer der überhäuften Robot wegen, und da sein Zugvieh fast beständig mit weiten herrschaftlichen Fuhren beschäftigt ist, sich außerstande sieht, sein eigenes Feld gehörig zu bebauen und mehr Vieh zu halten, wozu es ihm an dem nöthigen Futter und an Viehweide fehlt.

Die Viehzucht liefert nur eine geringe Anzahl von guten Pferden und Ochsen, weil das nöthige Futter und Hutweiden fehlen. Man klagt auch, dass in vielen Orten den Unterthanen Gründe und Hutweiden abgenommen und zu den herrschaftlichen Meierhöfen gezogen werden und an anderen Orten überdies noch das herrschaftliche Vieh auf die unterthänigen Felder zur Weide getrieben wird.

Der Kaurzimer Kreis ist früher von Prag aus durch die Moldau und von der Brandeiser Seite durch die Elbe begrenzt gewesen mit Ausnahme einiger Dörfer, welche zu den im Rakonitzer Kreise gelegenen Herrschaften gehören. Vor einigen Jahren sind aber einige Gebiete sammt den Oberstburggrafengütern des Kaurzimer Kreises zu dem Rakonitzer Kreise geschlagen worden, was den Kaurzimer Inwohnern bei der Dislocierung zweier Regimenter in beiden Kreisen sehr zur Last gefallen ist.

In diesem Kreise herrschen bei schlechter Witterung viele Krankheiten, weil viele Leute halbgebackenes Brot und andere schlechte Nahrungsmittel genießen und auch den Unterthanen keine Aushilfe von der Obrigkeit zutheil wird. Auch im Kaurzimer Kreise ist der jüngste Sohn Erbe der väterlichen Wirtschaft; da aber bei vielen Herrschaften die Bauerngründe nicht eingekauft sind, so wird der Erbe nach Belieben der Obrigkeiten bestimmt; es kommt auch vor, dass zuweilen Waisen nach dem Tode der Eltern vorhanden sind, über diese wird ein Bauer nebst einem Beamten zum Vormund bestellt, und wenn dann ein verwaister Sohn in die Jahre gelangt, die Wirtschaft anzutreten, verlangt der Bauer als Vormund wegen der von ihm getroffenen Verbesserung des Grundes eine Entschädigung. Wenn aber eine solche Waise die geforderte Entschädigung nicht zahlen kann, so wird von den Beamten der Grund dem Bauer gegen eine geringe Zahlung zugesprochen. Einige Beamte sollen für die Verfassung der Waisenregister alljährlich sechs Kreuzer für jedes Kind fordern und auch von armen Leuten die Bezahlung mit aller Schärfe eintreiben. Mit der Ableistung der Frohndienste geht es hier sehr ungleich zu, an manchen Orten müssen deshalb Kinder von sieben Jahren schon zur Arbeit angestrengt werden; diese werden dadurch in ihrem Wachsthum aufgehalten, und denselben entgeht auch die Gelegenheit, an dem Unterricht im Lesen und Schreiben theilzunehmen.

Auf dem flachen Lande mangelt es an Ärzten, und wo solche sind, wollen sie so bezahlt werden, dass es der Bauer nicht erschwingen kann. Auch verlangt der Seelsorger bei Ertheilung des letzten Sacramentes in Ortschaften, welche von dem Pfarrhause weit entfernt sind, dass der abgesandte Bote ein Reitpferd mitbringen, und falls der Bauer kein eigenes Pferd besitzt, ein anderes bringen soll.

In diesem Kreise besteht gar kein Verkehr; einige im Gebirge wohnende Unterthanen gehen zur Zeit der Ernte in das flache Land, um sich einigen Verdienst zu verschaffen; daher weiß man in vielen Ortschaften nicht, wo sich die Inwohner aufhalten, wiewohl sie im Lande sind. Die Ursache hiervon besteht darin, dass für den Consenszettel, auf Arbeit gehen zu dürfen, ein bis zwei Gulden bezahlt werden müssen, welchen Betrag mancher nicht geben kann und daher sich heimlich anderswohin begibt. Einige Häuser hat man auch leer angetroffen, weil die Inwohner des Bettels wegen abwesend waren; einige Felder haben aus Mangel an Samen nicht bebaut werden können.

In wenigen Orten des platten Landes hat man tüchtige Hengste gefunden, und das Wachsthum der Füllen wird durch die frühzeitige Verwendung zur Arbeit verhindert.

In dem Rakonitzer Kreise wurden viele Brandstellen und baufällige Häuser und auch viele unbebaute Felder angetroffen. Das schadhafte Haus kann der Bauer aus Geldmangel nicht wieder herstellen, und zur Bebauung der Felder fehlt ihm der Same und das nöthige Zugvieh.

Die Unterthanen der Zwoleinoweser Herrschaft haben sich beklagt, dass ihnen nach der Ernte die Scheunen gesperrt, das Getreide ausgedroschen und der zuvor geschehene Vorschuss an Getreide mit Gewalt genommen wird, weshalb sie oft durch drei und mehr Monate ohne Brot leben müssen. Ebenso sind Klagen vorgekommen, dass den Bauern Felder und Wiesen, Hutweiden und Waldungen abgenommen und zum Nutzen der Herrschaft bestimmt worden sind; auch wird geklagt, dass den Bauern die eigenen steuerbaren Gründe genommen und anderen zugeschrieben werden; weshalb sie dann durch einen anderen Verdienst ihren Unterhalt suchen müssen.

In diesem Kreise besteht kein Verkehr mit anderen Ländern; bloß für den eigenen Bedarf werden Tücher und Leinenwaren erzeugt.

Die Viehzucht liefert wenige gute Pferde und Zugochsen von kleinem Schlage.

In dem Berauner Kreise leben in manchen Gegenden die Leute aus Mangel an Getreide von Brot aus Hafer, Mühlstaub und Kleie, sie sind daher auch sehr schwächlich. Im allgemeinen ist das Landvolk fleißig, wenn es nur durch die Robotarbeiten nicht so bedrückt würde. Die Gewerbsleute arbeiten zumeist für den eigenen und nur einige für den Ortsbedarf und leben noch von anderweitiger Arbeit. In vielen Ortschaften verlegen sich die Inwohner nebst dem Feldbau auf Holzschlagen und Kohlenbrennen, die Weiber im Winter auf Spinnen; die an der Beraun und Moldau wohnenden Unterthanen fällen im Winter in den Waldungen Holz und flößen dasselbe im Sommer. In diesem Kreise wird auch Bergbau auf Silber und Eisen getrieben, wovon nur der letztere einige Bedeutung hat. Es bestehen nur zwei Glashütten, eine zu Borzowitz, in welcher Steinkohlen zur Feuerung benützt werden, und eine auf der Mansfeld'schen Herrschaft, welche einen Absatz ins Ausland hat.

Die Pferde sind in diesem Kreise von mittlerem Schlage; in manchen Gegenden findet man recht gute Pferde, und die Unterthanen

könnten deren mehr besitzen, wenn es nicht an Hutweiden und an Heu fehlen würde. Infolge des eingetretenen Misswachses müssen die Bauern in manchen Gegenden sogar ihr Strohdach abdecken, um das Vieh bis zur nächsten Ernte zu füttern. Der Bauer könnte zwar in anderen Gegenden statt Streustroh dürres Laub aus den Waldungen verwenden, doch wird ihm dies unter dem Vorwande nicht gestattet, dass dadurch Gelegenheit zur Entwendung des Holzes und zur Versprengung des Wildes gegeben würde.

Im Taborer Kreise sind an vielen Orten Kranke angetroffen worden, was theils der Unreinlichkeit, theils dem Mangel an Nahrungsmitteln zugeschrieben wird. Im allgemeinen ist das Landvolk träge, und zur Winterszeit wird in den Abendstunden selten in einem Hause gesponnen.

Auch findet man manche Felder nicht bebaut, weil es an Samen mangelt.

Verkehr nach auswärts findet in diesem Kreise nicht statt.

Der Schlag der Pferde und Zugochsen ist durchwegs klein.

In dem Budweiser Kreise sind in manchen Gegenden viele Leute aus Mangel an Nahrungsmitteln und ärztlicher Hilfe gestorben. Im Frühjahre gehen viele Unterthanen in die benachbarten Länder, um sich einen Verdienst zu verschaffen.

Der Getreide-, Schwein-, Wagenschmier- und Leinwandhandel wird in diesem Kreise zumeist betrieben und erstreckt sich auch bis in das Ausland.

Die Pferdezucht liefert Pferde und Ochsen von ziemlich gutem Schlage; doch werden viele Pferde durch die herrschaftlichen und im Gebirge zu leistenden schweren Holzfuhren zugrunde gerichtet, ohne dass der Unterthan hiefür eine Entschädigung erhält."

Am Schlusse dieses Berichtes finden sich noch einige Vorschläge zu Maßregeln, welche zur Abhilfe der hier geschilderten Übelstände dienen könnten. Diese Vorschläge betreffen die Regelung der Frohndienste nach einem im voraus bestimmten Maßstabe oder die Reluition dieser Dienste gegen eine geringe Geldentschädigung, das Verbot der Wegnahme der eigenthümlichen Bauerngründe seitens der Herrschaft und deren Benützung für die herrschaftlichen Meierhöfe, ferner das Verbot der Verurtheilung zu ungerechtfertigten Geldstrafen und der Forderung von Gebüren für obrigkeitliche Bewilligungen und sonstige Mühewaltung, die Vorkehrungen zur Hebung des Volksschulunterrichtes, die Berufung besoldeter Land- und Armenärzte seitens der

Regierung, die Leistung eines bestimmten Geldbetrages von Seite der vom Militärdienste befreiten Personen, wie der Bürger, der Gewerbs- und Handelsleute sowie der Juden, und schließlich Maßregeln zur Hebung der Vieh-, besonders der Pferdezucht — Vorschläge, deren vollständige Verwirklichung erst der neueren Zeit vorbehalten geblieben ist, wobei wir auf die Grundentlastung und Ablösung der Robot, auf das Recht der Freizügigkeit und die Gleichberechtigung aller Unterthanen ohne Unterschied des Standes und der Religion, auf die Umgestaltung des ganzen Gerichtswesens, auf die Autonomie der Ortsgemeinden durch das Gemeindegesetz, auf die Hebung des Volksunterrichtes durch das Schulgesetz und auf die Verbesserung der sanitären Verhältnisse, insbesondere durch das Unfallversicherungsgesetz hinweisen.

Schließlich wollen wir noch die Bemerkung beifügen, dass die Volksmenge in Böhmen in 125 Jahren von zwei auf sechs Millionen Einwohner gestiegen ist und sohin den dreifachen Betrag der früheren Zahl seitdem erreicht hat.

Robert Hamerlings Atomistik des Willens.

Von

Anton Ganser.

Graz.

In unserer Zeit wird überaus häufig von den vielfachen Schäden derselben gesprochen und geschrieben, und in der That gibt es deren genug; zwischen den dunklen Schatten, welche das Gemälde unseres Zeitalters einigermaßen verdüstern, treten aber doch wieder hellere Partien auf, wenn auch nur in der Art, dass sie an das Licht erinnern und die Hoffnung wach erhalten, dasselbe werde und könne doch wieder hervorbrechen und das Übermaß von Schatten vernichten. Zu diesen Lichtpartien unseres Zeitalters zählen wir den Umstand, dass das allgemeine Bedürfnis, über die Bedeutung dieser mitunter sehr sonderbar erscheinenden Welt etwas mehr nachzudenken, ein wachsendes ist. Die logische Folge dieses Umstandes ist nun die, dass die neuere Literatur reicher wird an ernsteren Schriften, insbesondere auch an philosophischen, von denen nicht wenige sich wie Proteste lesen einerseits gegen die herrschende Oberflächlichkeit, anderseits gegen den Einfluss jener pessimistischen Lehren, welche, theilweise hervorgerufen durch die kritische Philosophie Kants, in den Werken Schopenhauers und Hartmanns eine Art Abschluss fanden.

Ein ganz bedeutendes Werk erschien vor zwei Jahren aus dem Nachlasse unseres heimischen Dichters Robert Hamerling, betitelt „Die Atomistik des Willens, Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis“. Der Titel des zweibändigen Werkes sagt schon, dass der Verfasser, dessen frühzeitigen Tod wir zu beklagen haben, nicht die Absicht hatte, ein vollständiges System, sondern nur „Beiträge“ zur Kritik der modernen Erkenntnis zu schreiben.

Die Durchführung dieser Absicht ist Hamerling auch, und wie von dem berühmten Dichter kaum anders zu erwarten war, in überaus geistvoller Weise gelungen.

„Keine durchgeführten, abgerundeten und vollständigen Abhandlungen über die einzelnen Themen erwarte man, denn ich habe nur Bemerkungen aufgezeichnet, mit welchen ich entweder Neues zu sagen oder bestehende Meinungen anzugreifen oder Wahrheiten und Thatsachen hervorzuheben und zu bekräftigen hatte, die mir ganz besonders am Herzen lagen. Daher stammt auch die aphoristische Form des Werkes.“ Diese eigenen Worte, die wir aus der Vorrede anführen, passen in der That auf dieses Werk Hamerlings, daher denn auch eine Kritik über dasselbe eine ähnliche Form wird annehmen müssen. Ehe wir nun näher in die einzelnen — wir können übrigens nur die wichtigsten Capitel berücksichtigen — Anschauungen eingehen, wollen wir noch hersetzen, wie Hamerling über die Philosophie überhaupt dachte, und wie er über das System der Naturwissenschaften im allgemeinen urtheilte. Diese Anschauungen sind interessant und charakteristisch für die ganze Denkweise des Dichters: schon sie beweisen die große Objectivität des Verfassers und die heiße Sehnsucht nach Wahrheit, die ihn erfüllte, und die, wir wagen dies zu behaupten, jeden wahrhaft edlen Geist immer erfüllen wird. Schon im Vorworte heißt es auch: „Ich habe mich nicht plötzlich auf die Philosophie geworfen vor längerer oder kürzerer Zeit, etwa weil ich zufällig Lust dazu bekam, oder weil ich mich einmal auf einem anderen Gebiete versuchen wollte. Ich habe mich mit den großen Problemen der menschlichen Erkenntnis beschäftigt von meiner frühen Jugend an infolge des natürlichen, unabweisbaren Dranges, welcher den Menschen überhaupt zur Erforschung der Wahrheit und zur Lösung des Räthsels des Daseins treibt. Ich habe in der Philosophie niemals eine specielle Fachwissenschaft erblicken können, deren Studium man betreiben oder beiseite lassen kann wie das der Statistik oder der Forstwissenschaft, sondern sie stets als die Erforschung desjenigen be-

trachtet, was jedem das Nächste, Wichtigste und Interessanteste ist . . . Ich für meine Person konnte es mir schlechterdings nicht versagen, dem ursprünglichsten, natürlichsten und allgemeinsten aller geistigen Antriebe zu folgen und mir im Laufe der Jahre ein Urtheil über die Grundfragen des Daseins und Lebens zu bilden."

Welcher Mensch, der sich zu den Gebildeten zählt, wird da mit Hamerling nicht übereinstimmen?

Über unsere bisherigen Naturerkenntnisse äußert Hamerling sich folgendermaßen: „Genau genommen ist unsere Naturerklärung ein Rechnen mit unbekannten Größen und mit unbekannten Factoren, und neben denjenigen Factoren, welche wir oberflächlicherweise zu kennen glauben, weil wir ein Wort dafür erfunden, gibt es ohne Zweifel auch welche, für die wir nicht einmal ein Wort haben, weil wir keine Ahnung von ihnen besitzen."

„Wir glauben Kräfte wie Elektricität, Magnetismus &c. zu kennen, weil ihre Wirksamkeit sich unseren Sinnen oft und leicht bemerklich macht; es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass in der tiefen, reichen Natur mehr Kräfte wirksam sind, als in unsere wenigen armen, beschränkten Sinne fallen."

„Ein mit neuen oder auch nur ungleich stärkeren Sinnen ausgestatteter Mensch würde neue Kräfte entdecken. Und doch wollen wir aus den wenigen uns bekannten Kräften oder Modalitäten der Kraft die ganze Natur erklären?"

Über den Wert der naturwissenschaftlichen Methode der Induction sagt Hamerling später: „Die Induction (also das auf äußerer Erfahrung beruhende Wissen) kann nie eine absolute Gewissheit liefern; sie beruht aber auf der Voraussetzung, dass gleiche Ursachen in alle Ewigkeit gleiche Wirkungen haben müssen, und dass, was wir unter gewissen Umständen geschehen sahen, immer geschehen muss. Diese Voraussetzung ist ja doch, streng genommen, weder a posteriori noch a priori zu beweisen. Ein Erfahrungsbeweis dafür, dass ein inductiv erschlossenes Gesetz des Geschehens für immer gelten müsse, ist von vorneherein dadurch ausgeschlossen, dass die Gesammtheit der Fälle, in welchen ein solches Gesetz sich bewähren könnte oder müsste, niemals überschaubar ist. Und eine absolut logische Denknothwendigkeit, dass alles, was unter gewissen Umständen in den uns bekannten Fällen sich ereignet hat, sich unter denselben Umständen immer ereignen müsse, besteht desgleichen nicht. Es lässt sich demnach durch die Induction nur ein Grad von Wahrscheinlichkeit erzielen, der für die natur-

wissenschaftliche Forschung ausreicht, aber nicht für die eigentliche Philosophie, auf deren Gebiete nur das Denknothwendige als absolute Gewissheit gilt."

Aus dem Gesagten geht aber auch hervor, wie überaus hoch Hamerling die Philosophie stellt und insbesondere die Logik überhaupt, von der er schon früher meinte: „Die Logik ist im Grunde nichts als das in alle seine Gleichungen auseinandergelegte Identitätsgesetz" — worauf wir später noch kommen werden.

Aus diesen hier angeführten wenigen Sätzen geht der Standpunkt, den er einnimmt, schon ziemlich klar hervor; seine Denkungsweise wird noch klarer durch die gleich im ersten Buche seines Werkes (dieses besteht aus vier Büchern: Theorie der Erkenntnis, Theorie des Seins, Theorie der Wirkung, Theorie des Willens) stehende ziemlich ausführliche Kritik Kants. Es ist selbstverständlich, dass Hamerling Kant in vieler Beziehung volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, ihn als außerordentlichen Denker anerkennt; dagegen zeugt es von der objectiven Gedankenschärfe unseres Autors, wenn er mit dem Tadel dort nicht spart, wo Kant ihn, auch unserer Meinung nach, wirklich verdient. Es scheint uns wohl richtig zu sein, wenn er bezüglich der Kant'schen „Kategorien" (dieselben als verschiedene Verstandesfunctionen aufgefasst) Folgendes sagt: „Muss und kann es uns doch genügen, ein einheitliches Lebensempfindungs- und Intellectualprincip innerhalb der sogenannten Materie vorauszusetzen und aus diesem alles abzuleiten."

„Mehrere ganz voneinander getrennte und verschiedene Principien dieser Art anzunehmen, widerstreitet aller gesunden Naturanschauung. Wenn Kant selbst einmal sagte, ganz unmöglich sei es am Ende nicht, dass Sinnlichkeit und Verstand aus einer gemeinsamen Wurzel entsprängen, so erleuchtete ein Blitz der Ahnung sein Gehirn, aber leider ohne Einfluss auf sein System und eben nur als ein Blitz, welcher erst im Monismus unserer Tage zur hellen, dauernden Leuchte der unabhängigen Wissenschaft geworden ist."

„Kant hätte ohne Zweifel besser gethan, statt für jede Verrichtung des Intellectes eine besondere Naturanlage anzunehmen, das Wesen des Intellectes ein- für allemal darin anzuerkennen, dass derselbe auf jede seiner Thätigkeiten und das Ergebnis derselben immer von neuem reflectiert und sich dadurch zu immer höheren Standpunkten der Objectivierung und der Verallgemeinerung des Besonderen, Einzelnen erhebt."

Später heißt es: „Welches Menschen tieferer Sinn könnte der Ahnung sich entschlagen, dass wir in der Natur und ihren Gesetzen die Gesetze des geistigen Seins und Lebens wieder finden, dass das geistige Gepräge auf dem Antlitz des Stofflichen und Sinnfälligen eine geheimnisvolle Einheit andeutet, welche Natur und Geist verknüpft?"

Hamerling macht ferner die ganz richtige Bemerkung: „Die Gesetze des Denkens entwickeln und dabei ausdrücklich jeden Bezug desselben (des Denkens) auf die Gesetze des Seins leugnen, das heißt nicht, das Band zwischen Geist und Natur enger weben, sondern es zerreißen und eine ewige Kluft aufrichten zwischen den beiden."

Wir müssen uns hier gestatten, zur richtigen Würdigung dieser im Vorstehenden wiedergegebenen Anschauungen Hamerlings unsere eigenen Überzeugungen oder philosophischen Meinungen in Kürze sprechen zu lassen.

Der Vorwurf, den Hamerling gewissermaßen der ganzen Philosophie Kants hier macht, ist tief berechtigt, und es ist — man verzeihe hier unsere Anmaßung — kaum verständlich, dass ein Denker wie Kant (dass er ein ganz außergewöhnlicher und überaus scharfer Denker war, wird wohl niemand bestreiten) in dem Hauptpunkte alles Denkens so weit vom logischen Ziele bleiben konnte.

Wir müssen hier unseren Schlussbemerkungen etwas vorgreifen und unsere Anschauung über die Logik, die mögliche, transscendentale Logik hersetzen, um obige Bemerkung zu rechtfertigen.

Man mag noch so sehr über die Tragweite unseres Erkenntnisvermögens streiten, respective in den Anschauungen auseinandergehen — gewisse Grundsätze werden einem wirklichen Denker doch, auch ohne dass er einige Dutzend dickleibiger Bände Philosophie studierte und in Rücksicht zieht, einleuchten.

Als solche Grundsätze führen wir hier, wo wir zwar keine vollständige transscendentale Logik, wohl aber auch eine Art Kritik der Kant'schen Lehren üben und schreiben, nun folgende an:

Das Weltprincip kann nur ein einheitliches sein.

Ein einheitliches Weltprincip kann auch nur einen zureichenden Grund seines Seins besitzen.

Soll das Weltprincip ein logisches sein, so kann es nicht verschiedene Principien und nicht verschiedene zureichende Gründe geben.

Empfindung (und mit ihr das Bewusstsein) ist ein Kriterium des Realen (des wirklichen Seins).

Das Weltprincip (oder das Seiende überhaupt) muss also solche Eigenschaften (Attribute) haben, welche die Empfindung ermöglichen.

Diese wenigen Sätze bilden eigentlich die Grundlage jeder Logik, wenn es überhaupt eine solche geben soll, und die Einsicht bezüglich der Richtigkeit dieser Sätze beruht auf der eigenen Empfindung eines jeden Menschen, welche, wenn er imstande ist, diese ganz und voll zu erfassen, d. h. sich über sie selbst Rechenschaft zu geben, jedem sagen muss: was nicht empfindet oder empfinden kann, ist nicht wirklich — weder hier auf Erden noch sonstwo im Weltall!

Auf dieser directe der tiefsten Empfindung entsprossenen Erkenntnis beruht auch der ganze Monismus. Wer dieser Einsicht nicht fähig ist, der wird, wir behaupten dies, nie ein gründlicher Philosoph sein — worauf wir ebenfalls noch zurückkommen werden.

Wenn wir nun von diesem unserer tiefsten Überzeugung nach allein richtigen Standpunkte auf Kant zurückblicken, so müssen wir dasselbe sagen, was schon, wenigstens theilweise, Schopenhauer über ihn sagte, und vor allem müssen wir auch anerkennen, dass Hamerling — rechthat.

Ein logisches Wirkliches kann immer nur ein Einheitliches sein, es kann nicht mehrere zureichende Gründe seines Seins geben, der zureichende Grund seines Daseins muss in ihm sein, und ein „Ding an sich" einer Erscheinungswelt kann nicht außer der Welt, sondern muss in ihr sein, sonst könnte es ja nicht der Grund dieser Erscheinungswelt sein.

Dem wahrhaft scharfen Denker werden diese Grundsätze des Seins und hauptsächlich des Denkens, welches ja unter allen Umständen nur eine Thätigkeit und Fähigkeit dieses einen, wirklich Seienden sein kann, wahrscheinlich mehr anmuthen als eine Haarspalterei, die, von einseitigen Erfahrungsobjecten ausgehend, auch immer einseitig, d. h. unzureichend bleiben muss in manchen ihrer Lehren wie z. B. Kants „Kritik der reinen Vernunft". Diese obige Erörterung führt uns gleich zu einem der besten Capitel des Hamerling'schen Werkes, welches betitelt ist „Der Seinsbegriff". Ehe wir aber auf dieses Capitel eingehen, wollen wir noch kurz ein früheres berühren.

„An sich der Dinge!" — „Ding an sich!" ruft Hamerling aus. „Hier, lieber Leser, ist eine verrufene unheimliche Stelle im Ge-

biete der Philosophie — ein Unglücksort, wo man ein großes Kreuz aufrichten sollte mit einem frommen Sprüchlein als Inschrift, wie man es thut an einsam-düster-rauhem Waldesort, wo schon viele verunglückt sind, viele kühne Reiter den Hals gebrochen, viele Fuhrleute umgeworfen haben."

„Denn an dieser Stelle wurde unglaublicherweise der Satz ausgeheckt: ‚Es gibt kein Ansich der Dinge — kein Ding an sich!'" — Hamerling entsetzt sich über derlei Anschauungen, welche hie und da in den Werken verschiedener „neuerer Denker" zutage getreten sind.

Hamerling geht theilweise in die Widerlegung solcher Ansichten ein, bittet aber den Leser, ihn diesbezüglich mit den Autoren „allein" zu lassen, er müsste schamroth werden — und auch wir wollen in diese Erörterungen hier nicht eingehen, da unser Artikel sonst doch zu groß werden würde. Das Gesagte genügt ja, um darzuthun, dass Hamerling an die reale Existenz eines wirklichen „Ding an sich" glaubt, und das Folgende wird dies weiter erhärten.

Er beginnt das wichtige Capitel „Der Seinsbegriff" mit folgenden Worten: „Die große, allgemeine Welt- und Urthatsache ist: es gibt ein Sein — ein Sein, das sich als solches weiß. Dieses sich wissende Sein — das Subject des Seins ist in allem Seienden dem Wesen nach dasselbe; das aber, als was es sich weiß, ist (der Form nach) in allen verschieden . . . An dieser Urthatsache hat die Philosophie, solange es Menschen auf Erden gibt, sich mit Erklärungsversuchen abgequält, und da sie nicht zu erklären, vielmehr erst aus ihr alles andere zu erklären ist, so hat sich die vermeintliche Erklärung immer darauf beschränkt, den Seinsbegriff in die verschiedensten Ausdrücke, Formeln und Symbole zu kleiden."

„Die Philosophen unserer Tage schütteln bedenklich das Haupt und meinen: Ganz recht! Allein bevor wir Euch zugeben, dass etwas ist, beantwortet uns die Frage: ‚Was ist das Sein?'"

Hamerling antwortet auf die Frage: „Empirisch aber erfasst das Seiende das Sein zunächst im Gefühle der eigenen Existenz." Kant, meint Hamerling, habe sich selbst einmal in den „Prolegomenen" den Ausdruck „Gefühl des Daseins" entschlüpfen lassen; gewissermaßen als Beweis, dass Kant selbst ein solches Gefühl hatte, obschon er es nie richtig zu deuten verstand.

Wir nun meinen, dass Hamerling entschieden berechtigt ist, von einem „Gefühle der eigenen Existenz" zu sprechen; denn unserer

Anschauung nach beruht ja alle Realität auf der Empfindung, und diese kommt nur zustande, indem das Wirkliche (oder Seiende) sich auf sich selbst zu beziehen vermag und sich wirklich in der Vorstellung von sich selbst auch auf sich selbst bezieht.

Dieser Vorgang, auf den wir noch besonders zu sprechen kommen werden, ist das Princip alles Werdens und Seins im Entwicklungsprocess; aus ihm kommt alles reale Sein (aus den vorhandenen Attributen) zustande, d. h. die Attribute müssen so wirken können, oder das Seiende muss Attribute haben, welche es ihm ermöglichen, sich auf sich selbst zu beziehen, wodurch die Empfindung eines „Ichs" und mit ihr die Realität wirklich gegeben ist.

Die Empfindung ist ein Zustand, in den das Seiende dadurch versetzt wird, dass die beiden logischen Attribute ineinander wirken in einer Vorstellung, die sie realisieren. Das „Ich" ist immer und überall — wir wollen dies schon hier sagen — ein sich in der Vorstellung von sich selbst bewusst werdender Wille zum Sein, und das Gefühl des Daseins, von dem Hamerling spricht, ist immer dieser „Zustand" des Seienden, der sich als Reales empfindet und sich seiner selbst auch in irgendeinem Grade bewusst wird.

Hamerling argumentiert über das Sein folgenderart:

1. „Ich fühle, denke, stelle vor, dass ich existiere und zwar als Ich."

2. „Es existiert also etwas, das sich fühlt, denkt, vorstellt als existierend und zwar als Ich."

3. „Es existiert also etwas — es existiert nicht nichts."

„Es gibt also ein Seiendes."

„Von diesem Seienden abstrahiere ich den Begriff des Seins."

„Dieses Seiende ist, wohlgemerkt, nicht das Ich, als welches ich mich fühle, finde (sub 1), denke, vorstelle, sondern das, was sich als Ich fühlt, findet, denkt, vorstellt (sub 2)."

Mit dieser Argumentation allein beweist Hamerling, dass er ein wirklicher und zwar scharfer Denker ist. Er geht, um das Dasein eines Seienden zu beweisen, nicht directe vom bewussten Ich aus, sondern folgert aus der ihm gegebenen Thatsache, dass es etwas gibt, was denken, fühlen, sich seiner als Ich bewusst werden kann, dass es auch etwas geben müsse, was wirklich vorhanden ist.

Dieser Schluss nun ist richtig; würde man aber auch ihn nicht gelten lassen wollen, so würde man auch die Erfahrung und

mit ihr alle Möglichkeit einer Realität aufheben und damit behaupten, dass auch alle Erfahrungen eigentlich wertlos seien.

Wenn sich nun, füge ich bei, dieses mein Ich als, wie ich früher sagte, Zustand eines Seienden findet und ich diesen Zustand als den eines wollenden, empfindenden, denkenden Etwas im Ich zu erfassen und zu erkennen vermag: soll ich aus dieser Thatsache nicht den Schluss oder den Rückschluss mir erlauben dürfen, dass dieses Seiende selbst ein wollendes und denkendes sei?

Hamerling macht auch diesen Schluss, wie wir später sehen werden, und zwar mit Recht. Wir nun wollen aber noch einen Schritt weiter gehen oder sind schon in unseren früheren Sätzen weiter gegangen, indem wir die begründete Meinung aufstellen, dass wir, sowie wir unsere Empfindung richtig erfassen und richtig beurtheilen, den Satz auszusprechen berechtigt sind:

Was nicht zu empfinden vermag, ist nicht real, und das Wirkliche (Seiende) muss jene Attribute immer und überall haben, welche das Empfinden und mit ihm das Bewusstsein ermöglichen.

Hamerling hat, wenn er die Sache auch nicht in so präciser und kurzer Form zum Ausdrucke brachte, dennoch Sein und Seiendes richtig erfasst und eben deshalb die „Kritik der reinen Vernunft" Kants angegriffen.

Nicht vollkommen einverstanden können wir uns mit folgendem Satze Hamerlings erklären. Er sagt: „Es wäre unschwer darzuthun, dass hinter all den wunderbaren metaphysischen Formeln und Floskeln, mit welchen die Philosophie zu allen Zeiten hervortrat, so gut wie hinter den religiösen Mythen aller Völker nichts weiter steckt als eine verblümte Analyse des Seinsbegriffes — dass unter hochtrabenden Namen, wie Gott, das Absolute u. s. w., nur der Begriff des allgemeinen Seins zugrunde liegt." Obschon wir später und gestützt auf nachfolgende Aussprüche unseres Denkers einen Mangel in seiner Auffassung ohnehin hervorzuheben genöthigt sein werden, so wollen wir doch schon hier bemerken, dass jenes Vermögen, sich auf sich selbst zu beziehen, ein Princip der Persönlichkeit genannt werden kann oder muss, und dass, geht man von einer außerweltlichen Einheit des Weltprincipes aus, was man thun muss, wenn man von einer „Entwicklung" der Dinge aus einem Ursein sprechen will und wirklich spricht, man dieses Princip der Persönlichkeit auch auf das Ursein des Seienden übertragen muss.

Wie wir gleich sehen werden, erkennt Hamerling das Seiende als selbstthätige Willensatome, denen er auch Gleichwertigkeit zumisst. Soll nun aus diesen Elementen eine Entwicklung eintreten können, so wird sie irgendwo, irgendwie und irgendwann beginnen müssen. Soll dies in der That geschehen, so wird man nicht umhin können, dem Seienden als Ursein das Princip der Persönlichkeit auch beizumessen und die gleichwertigen Willensatome als primäre Form des Seienden aufzufassen, welches das persönliche Princip annimmt, um von ihm aus bei irgendeinem Punkte, z. B. dem Vorstellungs- und Beziehungspunkte des Seienden, den es ja dann auch geben muss, die Causalität, d. h. also ein physisches Kraftsystem aus den Willensatomen zu bilden. Und diese Vorstellung, welche wir ebensowohl für die allein richtige als allein wirklich logische halten, entspricht dem richtigen und möglichen Begriff des persönlichen Gottes.

Wir werden später die Lücke finden, die alle Systeme, nicht nur das Hamerling'sche, aufweisen und aufweisen müssen, welche in rein pantheistisch-monistischer Weise die Erscheinungswelt zu erklären versuchen. Wir wollen hier dem Gang der Entwicklung Hamerling'scher Ideen nicht vorgreifen, seine Aussprüche selbst werden uns zu jenem Punkte führen, den wir oben berührten. Die Anschauungen unseres Dichters und Denkers sind im großen und ganzen meistens richtig — die vorhandene Lücke auszufüllen, wollen wir dann selbst versuchen. Es würde diese Abhandlung zu umfangreich ausfallen, wollten wir die Meinungen Hamerlings über das Seinsprincip und über manche andere philosophische Frage hier weiter genau ausführen und besprechen, und so wollen wir nur noch folgende Sätze hersetzen, welche er die sieben Ur- und Grundgesetze des Seins und Lebens betitelt. Sie lauten:

I. „Das allgemeine, unendliche Sein muss ein endliches, quantitativ bestimmtes werden, ohne den wesenhaften Zusammenhang mit dem allgemeinen völlig einzubüßen."

II. „Aus seiner Einheit muss es heraus und auseinander gehen in eine Vielheit, welche, ursprünglich wesensgleich, auf unendliche Weise differenziert im Zusammenhang und Zusammenstoß des Discreten, Einzelnen."

III. „Damit das Vielfache und bis ins kleinste hinein Discrete anschaubar und lebendig werde in Gestalten und Formen, erscheint es als Continuum, in Gruppen des scheinbar Stetigen."

IV. „Als Schemata des Continuums erscheinen Zeit und Raum, deren Rolle im Anschauen und Denken des Menschen eine hochwichtige, übergreifende ist."

V. „Außer in die Vielheit muss das Sein auch auseinandergehen in Gegensätze, deren Ausgleichung und beständige Erneuerung vorzugsweise das Leben und seinen Process bildet (Polarität).

VI. „Als höchste Formen dieser im ganzen Seins- und Lebensbereiche herrschenden Polarität finden wir die Subject-Objectivität auf den obersten Stufen des Lebens: Daseinsgefühl, Bewusstsein, Selbstbewusstsein, Ich. Das Sein wird als Seins- oder Ichgefühl sich selbst objectiv. Auf diesem Punkte entsteht dem Sein auch sein eigener Begriff. Vom scheinbar Unbewussten zum Bewussten ist nicht ein Sprung, sondern nur ein allmähliger Übergang von der tiefsten Stufe des Bewusstseins zur höchsten möglich."

VII. „Das Lebendige erscheint als ein Triebwesen, als verkörperter und in der Verkörperung fortwirkender Lebenswille."

Es heißt am Schlusse noch: „Das Sein ist entweder Leben oder Nichts."

„Das Seiende ist subjectiv betrachtet: Ich, objectiv betrachtet: Atom! Beide sind identisch mit dem, was man ‚Ding an sich' oder das ‚Ansich der Dinge' nennt."

Wir unterschreiben diese Sätze alle; wir halten sie für richtig, allein der Nachweis, wie das Unendliche zum Endlichen wird und werden kann — mangelt. In den Capiteln „Unendlichkeit und Endlichkeit", „Einheit und Vielheit" &c. heißt es unter anderm: „Niemals ist das Endliche aus dem Unendlichen hervorgegangen. Es ist noch bis zum heutigen Tage in ihm. Beide sind von Anbeginn und in alle Ewigkeit nur in und mit und durch einander. Das Unendliche ist nur, insofern das Endliche, das Endliche, insofern das Unendliche ist, so gewiss das Sein nur Sinn hat in Bezug auf ein Seiendes, das Seiende nur durch das Sein seiend ist." Später heißt es: „Das Unendliche ist endlich, so muss es sein, wenn es ein reales Sein, ein Leben ist."

„Das Unendliche existiert nirgends als im Endlichen."

Hamerling ergeht sich weiter noch in sehr interessanten Erwägungen über die Anschauungen anderer Philosophen und kommt schließlich zu der Überzeugung, dass der Lebenswille das einzig Denkbare, Berechtigte und Nothwendige sei. Wir nun setzen wieder hinzu: dieser Lebenswille, außerweltlich betrachtet, ist das Ewige und

Unendliche, und mit Rücksicht auf seine Existenz gibt es allerdings keinen Beginn des Seins; allein aus ihm entsteht das Endliche durch seine That (und mit ihr ein „Beginn"), welche darin besteht, dass es, vom Punkte aus, Kräfte, Causalität und Welten bildet.

Hamerling spricht vom Mikrokosmus und vom Makrokosmus; er sagt: „Jedes Kraft-, Lebens- und Willenselement ist sozusagen ein Mikrokosmus. Indem es die Spontaneität des allgemeinen Lebens auf einen Punkt concentriert in sich enthält, trägt es zunächst den Charakter der Allgemeinheit und Unendlichkeit in sich, und es muss eine Einschränkung, eine Hemmung der absoluten Thätigkeit in den Einzelpunkten eintreten, wenn aus ihnen eine Welt von endlichen Producten zustande kommen soll."

Wie geschieht dies aber? Das ist eben die Frage, um welche sich beinahe alle Philosophie bisher drehte! Hamerling sagt nun ferner: „Glaube nur schließlich nicht, lieber Leser, dass ich Dir mit der Spaltung der ewigen Einheit in unzählige Punkte (Atome) eine Geschichte habe erzählen wollen. Nicht so stelle Dir die Sache vor, als ob zuerst, wer weiß, welch eine lange Zeit hindurch eine ideale Einheit im Nichts sich herumgetrieben, dann irgendeinmal sich entschlossen, in eine unendliche Zahl von realen Weseneinheiten auseinanderzugehen, von welchem Augenblicke an die Unzahl der Atome zunächst als Weltäthermasse den Raum erfüllt und im kosmologischen Process die Differenzierung derselben begonnen habe. So ist die Sache nicht gemeint. Die Spaltung der ewigen Einheit in die Atome ist nicht als Vorgang zu begreifen, der in die Zeit fällt, überhaupt nicht als Vorgang, der sich mit angemessenen Worten klar machen ließe. Wir haben keine Worte dafür, wir haben nur Bilder und Gleichnisse . . . Nahezubringen ist die Sache nur dem, der sie in lebendiger Anschauung ergreift, oder dessen Gemüth sie in ihrer religiösen Form mit mystischer Begeisterung erfüllt."

Aus diesen letzten Worten erhellt schon, dass Hamerling selbst auf die Erklärung, wie das Unendliche, welches er seinerseits als Willensatome auffasst, zum Endlichen wird, verzichtet. Diese Erklärung ist aber möglich — auch ohne alle mystische Begeisterung — durch eine noch strengere Logik, was wir früher schon angedeutet haben, und zwar eben dadurch, dass man das logisch nothwendige Princip der Persönlichkeit, die Fähigkeit des Weltprincipes, sich auf sich selbst zu beziehen, von den Begriffen des Raumes, der Zeit und der Causalität lostrennt und das Weltprincip als das außerweltlich Seiende betrachtet, diesem auch diese Fähigkeit zuerkennt, wo man

dann bei dem wirklichen Gotte angekommen ist, d. h. das Wesen Gottes erkannt hat.

Wir finden den Namen „Gott" nicht, wie Hamerling sagt, „hochtrabend", sondern einfach als den Ausdruck einer Thatsache, die der eine in mystischer Begeisterung empfindet und erfasst, sogut er kann, der andere zu erklären trachtet — was wir hier im kurzen, in verschiedenen anderen Werken aber genauer zu thun versucht haben.

Das Ewige, Unendliche, der intelligente Wille, wie wir das Weltprincip nannten, wird zum Endlichen, indem es vom Punkte aus oder auch vielleicht von mehreren oder vielen, was an der Sache selbst nichts ändert, die Causalität und mit ihr auch Raum und Zeit hervorbringt, weil jede Veränderung in einem Continuum (sei dieses gedacht wie immer, selbst als gleichwertige Willensatome) auf der Veränderung dessen beruht, welches als sich selbst setzendes Etwas eine Potenz besitzt, besitzen muss, wenn es nicht nichts ist, deren Bildung in eine Form nothwendig Dauer, also Zeit erfordert, und deren Anhäufung in eine oder zu einer Form genau dasjenige wird, was wir Stoff nennen und als begrenzter Raum erscheint. Nur dadurch, dass aus der Urpotenz, die selbst schon etwas sich selbst Setzendes, also Wirkliches und sich erhalten Wollendes, unter Umständen auch Widerstand leisten Könnendes sein muss, verschiedene Kräfte und mit ihnen verschiedene Formen sich entwickeln können, wird die Entwicklung überhaupt möglich.

Wie denkt nun Hamerling über das Atom? Über den Willen? Er sagt in den gleichnamigen Capiteln: „Das Atom ist das punctum saliens der Existenz . . . Nicht das Atom selbst, nur seine Wirkungssphäre ist räumlich."

„Jedes Atom ist der Mittelpunkt eines unendlichen Kreises. Auch Faraday meinte, jedes Atom dehne sich sozusagen durch das ganze Sonnensystem aus, doch so, dass es immer sein eigenes Kraftcentrum habe."

„Da die Materie das Theilbare ist, so kann das Atom nicht materiell sein. Es ist das wesentlich Untheilbare — das wahre Individuum."

„Das Unendlich-Große und das Unendlich-Kleine sind sich gleich. Dieses wie jenes ist der Mittelpunkt eines Kreises ohne Peripherie."

„Mit den Monaden des Leibnitz haben meine Kraft-, Lebens- und Willensatome nur eine geringe Verwandtschaft. Noch ferner stehen sie den todten, starren ‚Realen' Herbarts."

„Groß scheint auf den ersten Blick ihre Ähnlichkeit mit den Monaden E. v. Hartmanns in einem Capitel der ‚Philosophie des Unbewussten‘. Aber mir sind die Monaden keine Willensacte, als welche Hartmann sie fasste nach Schellings Vorgang, der im Entwurf der Naturphilosophie die Atome ebenfalls nicht als Wesenheiten, sondern als Actionen bezeichnet wissen wollte."

„Mir sind sie Wesenheiten, nicht gewollte, sondern selbst wollende, das allgemeine Sein, Leben und Wollen in individueller Vervielfachung."

„Das wahrhaft Unendliche liegt nicht im Größten, sondern im Kleinsten."

Über den „Willen" äußert sich Hamerling, nachdem er nachwies, dass schon viele Philosophen (zuerst der philosophus teutonicus) den Willen zum obersten Daseinsprincipe zu machen suchten, folgendermaßen: „Wenn nun Atom = Kraftpunkt ist, so lag der Gedanke einer ‚Atomistik des Willens‘ nahe genug, und der Ausdruck bedarf weder der Erklärung noch der Begründung."

Es heißt dann weiter: „Dasein ist nothwendig Selbstbejahung, Wille zum Leben. Eine Verneinung des Willens gibt es nicht."

„Ich begegne mich in der Idee von Willensatomen mit E. v. Hartmann; aber mir ist, wie schon gesagt, das Willensatom nicht wie ihm ein bloßer Willensact, sondern ein Wollendes. Hartmann denkt im strengsten Sinne monistisch; den Willen betrachtet er als eine absolute Einheit und das Vielfache nur als Actionen dieser Einheit; wie sollten aber Actionen zu einem Bewusstsein von sich selbst gelangen?"

„Die Individualisierung (das Ichgefühl) der vielen ist nur denkbar, wenn in jedem derselben nicht bloß das Wollen, sondern das wollende Selbst ist."

„Unter diesem Wollen verstehe ich natürlich nicht ein Ding oder Substanz oder Ähnliches; aber wenn man mir sagt: ‚Es gibt kein Wollendes, es gibt nur ein Wollen,‘ so sage ich: ‚Es gibt ein Wollendes, weil es ein Ichgefühl gibt.‘ Dadurch, das das Wollen von sich weiß, ist es eben ein Wollendes, ein Subject, das sich seine Actionen als Object gegenübersetzt. Meine einzelnen Ich (Atome) enthalten auch das Subject des Willens in sich."

Wenn Hamerling von dem im Atom enthaltenen „wollenden Selbst" spricht, so mag das gewiss richtig sein; allein zu diesem Selbst gehört vor allem dann die Vorstellung von sich selbst, und eben

deshalb ist das, was wir (in anderen Schriften) Intelligenz nannten, das primäre, dem Willen inhärierende Vermögen, sich seiner selbst vorstellig zu machen, der nothwendige Gegensatz, der im Weltprincip primär vorhanden sein muss. Nur so kommt ein „Subject“ zustande. Hamerling weiß das auch genau, wie ja seine Worte beweisen, allein die Erklärungen sind nicht genau genug, und richtiger schiene es uns zu sein, diese Fähigkeit von Haus aus als logisches Attribut des Weltprincipes und als intensive Begleiterin des Seinwollenden kurz und bündig aufzustellen. Dieses Seiende und Seinwollende muss diese intensive Fähigkeit primär besitzen, weil es sonst nie zu einem Subject, zu einem Ichgefühl kommen könnte.

Diese Fähigkeit, so führen wir die Erklärungen Hamerlings weiter, muss schon im Atom vorhanden sein ebensowie eine Polarität dessen, was Potenz ist und sogenannte Kraft werden kann. Denn nur so, dass auf einen Vorstellungspunkt die Potenz des Willens von mindestens zwei Richtungen aus tendiert, wird das Sichseinerselbstvorstelligwerden möglich. Zur Auslösung dieser in den Atompunkten nothwendig vorhandenen Fähigkeiten, die also in der inneren Polarität der Willenspotenz und in der Vorstellung der Potenz von sich selbst — schon ursprünglich und primär — bestehen, ist aber eine Änderung in den Potenzen, die als gleichwertig angenommen sind, und in den Vorstellungen nothwendig, weil Potenz und Vorstellung primär eine Einheit und ein Unveränderliches sein müssen, wenn sie Weltprincip sein sollen.

Diese Auslösung nun aus gleichwertigen Atompunkten muss irgendwie und irgendwo geschehen, und sie ist die That, die wir dem außerweltlich gedachten intelligenten Weltprincip zuschreiben müssen, weil wir anderenfalls nie erklären können, wie aus einem gleichwertigen Atomganzen irgendeine Veränderung entstehen sollte.

Wir werden auf diese überaus wichtigen Dinge in unseren Schlussworten kurz zurückkommen und im Folgenden noch einige andere, den ästhetischen Theil des Werkes enthaltende Capitel besprechen. In diesem finden sich wahre Perlen tiefsinniger und der Wahrheit volles Recht einräumender Anschauungen und Darlegungen unseres Dichters und Denkers, der, wenn er auch, was Systematik anbelangt, hie und da manches zu wünschen übrig ließ, in merito doch eine ebenso tiefe als richtige Weltanschauung besaß. So wie er durch und durch Dichter war, war er auch Denker durch und durch,

jedenfalls ein Geist ersten Ranges, der es verdient, von der Menschheit nicht nur geehrt und geachtet, sondern auch geliebt zu werden.

Um diese unsere Ansicht zu erhärten, wollen wir sogleich eine seiner schönsten Abhandlungen in Erörterung bringen.

In seinem Capitel „Ichsinn und Allsinn" führt Hamerling an, dass unzählige Instincthandlungen der Thiere sich über das individuelle Leben hinaus auf das der Gattung, des Ganzen, des Allgemeinen beziehen. Er sagt: „Wenn in der thierischen Natur ein über das Individuelle und seinen persönlichen Egoismus hinausgehender Trieb, Wille, ein über das Individuelle hinausgehendes (bewusstes oder unbewusstes) Thun ganz unzweifelhaft vorhanden ist, warum sollte nicht auch im Menschen ein solches über den Egoismus hinausgehendes Wollen und Thun, bewusst oder unbewusst, vorhanden sein, und warum sollten wir hierin nicht das Grundprincip des ‚moralischen' Triebes erblicken dürfen?"

Er sieht in jeder Art von Liebe, soweit sie nicht unmittelbar auf dem Bedürfnisse der Geschlechtsliebe beruht, einen Ausfluss des Allsinnes, welcher von dem Egoismus der Person zu einem Egoismus höherer Art, dem der Gattung und endlich der ganzen Menschheit hinanführt. Wäre alle Liebe nur auf den rein individuellen Egoismus gegründet, auf Rücksichten des Genusses und der Nützlichkeit, so würde sie sich niemals bis zur Selbstaufopferung des Individuums für das Geliebte steigern können.

Schon Kant, sagt Hamerling weiter, erfasste in der Liebe das Einheitsstreben in der Natur und stellte die geniale Lehre auf, dass die Liebe in der Geisterwelt das sei, was die Gravitation in der Körperwelt ist. Das moralische Gefühl im Menschen wurde schon von dem chinesischen Weisen Meng-tse mit der Naturkraft der Schwere verglichen.

Überaus richtig und schön ist aber auch folgende Stelle: „Die wahre Größe und der geistige Umfang eines Menschen hängt davon ab, ob und in welchem Grade der Allsinn in ihm den Vorrang vor dem Ichsinn hat, sein Blick im Schauen, sein Thun im Schaffen vom Mittelpunkt der Dinge aus nach dem Umkreise geht. Den Mittelpunkt haben der Intellect der Welt und das Herz der Welt gemeinsam; da fallen sie in eins. Nur im Mittelpunkte gewinnt man jene große Übersicht, die klarer schauen und zweckmäßiger handeln lehrt als andere. Vom Mittelpunkte aus geht die große Strömung der Kräfte

nach dem Umkreis, und nur wer sich mit seiner Kraft in der Richtung dieser Strömung befindet, kann wahrhaft Großes und Bleibendes wirken. Wunderbar treffend nennt V. Hugo das Genie ‚une âme cosmique‘.“

Von unserem Standpunkte aus, den wir schon früher einigermaßen kennzeichneten, möchten wir da wohl eine Frage aufwerfen: Soll es in der Welt (oder mindestens in einer Sterneninsel im All) nicht auch in der That einen geistigen Mittelpunkt geben, in dem auch die Einheit des Strebens und das Streben zur Einheit einen realen Ausdruck, eine vollbewusste Empfindung aufweisen kann? Soll das schon im Atom in einem Grade vorhandene Streben nach Empfindung, Bewusstsein nicht irgendwo und irgendwie es zur Vollendung bringen?

Hamerling spricht dann davon, dass im menschlichen Geiste auf geringe äußere Anregung hin gewisse Bewusstseinsthemen aus der Macht des Unbewussten sich in das Licht des halb oder ganz Bewussten mit einer Leichtigkeit, die man fast schon Spontaneität nennen könnte, erheben, und als ein solches Bewusstseinsthema bezeichnet er vor allem das von der Einheit alles Lebens. Soll nun die Wesenseinheit des Einzelnen mit dem Allgemeinen nicht irgendwie noch einen realeren Ausdruck finden als etwa in dem Bewusstsein eines einzelnen Menschen? Oder soll dessen Bewusstsein von der Wesenseinheit alles Lebens nicht irgendwie und irgendwo zu einem klareren und dauernderen Ausdruck kommen? Soll das allgemeine Streben und jenes eines individuellen Seins nicht in irgendeiner Art zu einem gemeinsamen Bewusstsein — vielleicht höherer Art — führen?

Dieses Capitel ist zu interessant; wir müssen Hamerling wieder selbst sprechen lassen. Er sagt: „Der Egoismus hat sich selbst zum besten; und wiesehr einer bloß dem Ichsinn zu fröhnen glauben mag — er wird den Allsinn doch nicht los. Es wäre ein Missverständnis, zu glauben, das individuelle Ich entflamme sich erst durch den Gedanken an das Allgemeine, Unendliche zur Allliebe; das Allgemeine, Unendliche steht uns nicht äußerlich gegenüber; in uns selber liebte sich längst, bevor wir uns dessen bewusst wurden, das allgemeine Sein und Leben, bejaht sich der allgemeine Lebenswille.“

Wir sehen auch hier wieder, wie Hamerling das Allgemeine, Unendliche auffasst, und merkwürdig sind in gewisser Beziehung dann die folgenden Worte im selben Capitel: „Aber dieses wundersame Ich

in endlicher Gestalt — diesen Gegenpol des Unendlichen — soll es sich völlig und in jedem Sinne vernichten? Nein, das soll es nicht! Vielmehr soll es, immer bereit, dort wo es gefordert wird, dem Allwillen sich unterzuordnen, sich dennoch auch wieder in seiner Eigenthümlichkeit, in seiner persönlichen Einzigkeit mit aller Kraft bejahen, behaupten und bethätigen. Die Wirklichkeit des Seins würde vernichten, wer das Ich ganz und gar vernichten wollte. Hat doch nur im Besonderen das Allgemeine sein Leben, nur im Endlichen das Endliche seine Wirklichkeit."

Hamerling sieht, was aus diesen Sätzen deutlich hervorgeht, in der Liebe zu sich selbst im Individuum die Selbstbejahung und Selbstbethätigung Gottes, und seine Willensatome sind die allgemeine Form der Erscheinung des Weltprincipes. Wir sehen überall die richtige Erkenntnis vom Weltprincipe durchblitzen und in obigen Sätzen eine Art Unsterblichkeit anerkannt.

Wie aber dieses ewige Ich zum persönlichen, individuellen Ich wirklich wird, wie das Band wirklich beschaffen ist, welches das ewige Ich mit den vielen Ichs im Weltprocesse verknüpft, wie das Unendliche zum Endlichen wird und werden kann — diesen genauen Nachweis führt Hamerling weder hier noch an anderen Orten, obschon er auch wieder anerkennt, dass die Erscheinungswelt der Vielheit eine nothwendige Folge der Existenz des Ewigen ist. Uns scheint nun, dass dieser Nachweis überhaupt nur so geführt werden kann, wie wir es bereits andeuteten: durch die Darlegung der Nothwendigkeit der Organisierung der Kraft (des Willens) vom Punkte aus in eine Causalität, deren Gesetzmäßigkeit auf dem Wesen des Atoms beruht und jener Intelligenz, welche vom Vorstellungspunkte aus wirkt; dann aber auch durch die logische Erkenntnis, dass dieser physische Vorgang, aus dem alle unsere Erkenntnisse über Causalität, Raum, Zeit ꝛc. stammen, doch nur als einheitlicher Act eines einheitlichen Principes gedacht werden kann.

Sätze, wie jene sind, die wir früher aus Hamerlings Werk anführten, z. B.: „Das Unendlich-Große und das Unendlich-Kleine sind sich gleich. Dieses wie jenes ist der Mittelpunkt eines Kreises ohne Peripherie", oder: „Das wahrhaft Unendliche liegt nicht im Größten sondern im Kleinsten" ꝛc., weisen alle auf jene Grundanschauung Hamerlings über die Textur des Seienden hin, welches eben dieser Auffassung nach ein Unendliches ist, bestehend aus immateriellen, aber gleichwertigen Atom- oder Willenspunkten. Wir meinen aber, dass auch ein solches

Unendliches, ein solches Weltprincip nur real wäre oder ist, wenn es ungeachtet seiner gleichwertigen Potenzunendlichkeit den Subjectpunkt aufweisen kann, d. h. wenn es ungeachtet seiner Unendlichkeit doch persönlich zu sein vermag, wenn wir dies auch auf gewöhnlich empirisch-mechanischen Wegen weder zu erklären noch zu begreifen vermögen. Eben deshalb, weil alle Gesetze der Mechanik, der Physik &c., überhaupt alle Causalwirkungen in dieser Beziehung versagen, was besonders auch aus den Erörterungen, die Hamerling in den Capiteln über „Raum und Zeit", „Polarität" und mehreren anderen pflegt, genugsam hervorgeht, ist die Annahme, dass es auch in der ewigen und unendlichen Einheit den — wie wir sagten — Subjectpunkt gibt, nothwendig und daher logisch. Eben aber auch dies, diese Einsicht nämlich, hob Hamerling nicht genügend hervor, obschon er selbst hie und da von ähnlichen Einsichten oder Anschauungen berührt wird, wie z. B. folgender Satz zeigt: „Wie der Ichsinn, losgetrennt vom Allsinn, zum Verderben führt, so würde der Allsinn für sich allein zur Verneinung, zur Vernichtung des Lebens führen. Beide zusammen wirken das erhabene Wunder des wirklichen, lebendigen Daseins in unzertrennlicher Einheit."

Wenn nun der Allsinn für sich allein und losgetrennt vom Ichsinn zum Verderben führt,[1]) so muss auch, soll der Allsinn, den das Weltprincip als All doch auch besitzen muss, in seiner lebensfeindlichen Wirkung beschränkt werden, dieser Ichsinn im Weltprincip, dieses als unendliches All gedacht, da sein — und wir möchten behaupten, dass eben er es ist, der zur Schöpfung führt, und zwar deshalb, weil, würde das ewige Weltprincip diese nicht vollziehen, das „Wunder" des Eingehens des Willens in Vorstellungsformen nicht vollbringen, es einsam und ewig unselig bliebe in einer Form, die es nie gab, nie geben wird, die aber als möglich gedacht werden muss, falls das persönlich wirkende Weltprincip nicht eine solche Causalität gebildet hätte, aus der Entwicklungsreihen und die ewige Vielheit hervorgehen müssen.

Hamerling, wir wollen dies nicht erst am Schlusse, sondern schon hier constatieren, sieht also die Dinge in der That, wie sie wirklich sind; er erkennt genau, was der Wille ist, und was er sein kann; er entwickelt den Seinsbegriff sehr richtig, erkennt das Wesen

[1]) In verschiedenen unserer Schriften legten wir dar, dass der Schöpfer (oder das Weltprincip) ohne die Welt der Vielheit nur einsam und unselig sein könnte.

der Liebe 2c. 2c. — dass die Einheit des Weltprincips aber auch den einheitlichen Subjectpunkt erfordert, dass diese Einheit gedacht und begriffen werden kann und soll als wirklicher Gott: das hat Hamerling wohl oft genug gefühlt, zum klaren, bündigen Ausdruck kommt es jedoch nirgends in seinem Buche; vielleicht deshalb nicht, weil er innerlich überzeugt war, dass es den persönlichen Gott als überweltliches, aber reales Wesen, als welches er nur als einsam und unselig gedacht werden könnte, in der That nie gegeben hat. Die Erscheinungswelt existiert eben deshalb, und der Umstand, dass es den außerweltlichen, einsamen Gott nicht gibt, besagt noch durchaus nicht, dass es nicht einen Gott gibt, der mit seiner Schöpfung in ewiger Beziehung steht.

Wir wollen indessen hier auch auf andere frühere Philosophen hinweisen, welche ebenfalls an der Schwierigkeit scheiterten, das Wesen des persönlichen Gottes richtig zu erkennen, z. B. Schleiermacher, Fichte und andere. Der Stein des Anstoßes war zumeist der, dass der im voraus gefasste Begriff von einem unendlichen und unendlich vollkommenen Wesen dann die logische Ableitung einer Weltschöpfung, welche immer nur durch die Herabsetzung der unendlich vollkommenen Wesenheit gedacht werden kann, was diese Philosophen sehr gut einsahen, einer Schöpfung, in der es auch das Übel gibt, unlogisch und unthunlich erscheinen ließ. Hamerling empfand und dachte hier logischer, indem er ungeachtet der Anerkennung des Übels, welches mit der Schöpfung einer Vielheit ja unvermeidlich ist, doch Optimist war und blieb, was wieder ebensowohl aus allen seinen Werken als insbesondere aus seinem Capitel „Optimismus und Pessimismus" hervorleuchtet. Es heißt da: „Schopenhauer und Hartmann haben es ziemlich leicht gehabt, weitläufig nachzuweisen, dass der unerfreulichen Dinge in der Welt weit mehr seien als der erfreulichen, und glaubten damit den Beweis geliefert zu haben, dass die Lust des Daseins von der Unlust desselben beiweitem überwogen werde. Indem aber diese Philosophen immer nur die äußerlich veranlasste Lust und das äußerlich veranlasste Leid gegeneinander abwogen, übersahen sie eines und zwar das Wichtigste und Entscheidendste. Sie übersahen, dass Sein und Leben an und für sich, ganz abgesehen von der äußerlichen Gestaltung desselben, als ein Gut und eine Lust empfunden wird."

„Das reine Seins- und Lebensgefühl des normalen Menschen (sowie jedes lebenden Wesens überhaupt) ist also keineswegs ein indif-

ferentes, welches erst von außen einen Lustinhalt bekäme, sondern es manifestiert sich als natürliches, mehr oder weniger bewusstes Lustgefühl schon durch den Schauder alles Lebendigen vor dem Tode, vor der Vernichtung."

Diesen Anschauungen Hamerlings können wir nur beipflichten, ebenso seinen Ansichten über den Selbstmord, in welchem er keinen Gegenbeweis sieht für gegentheilige Meinungen.

Hamerling führt zur Begründung dieser seiner gewiss optimistischen Lebensanschauung eine Anzahl von Aussprüchen großer Dichter oder Denker aller Zeiten an, z. B.:

„Der Mensch.
Vom Schatten ist er ein Traum. Naht ihm aber ein Lichtstrahl,
Gott gesendet, so ist der Tag ihm hell, lieblich das Leben."

Pindar.

„Dies Licht zu schauen, ist das Süßeste, doch herb
Der Tod. Wer wünscht zu sterben, rast. Es ist
Ein elend Leben besser als ein schöner Tod."

Euripides, „Iphigenia in Aulis".

Hamerling widerlegt die Anschauungen jener Philosophen, welche besagen, die Lebenslust sei ein Irrthum des gemeinen Menschen, beruhe auf einer Illusion, indem er immer wieder auf das Gefühl hinweist, auf ein Existenzgefühl, welches jeder Mensch mit aller Energie zu behaupten strebt. Wörtlich sagt er: „Die Wurzel aller Moral ist der Lebenswille, die Daseinslust! . . . Man spreche nicht von einer ‚Moral' des Pessimismus, von einer Moral, die verträglich sein soll mit dem Geiste der Verneinung. Diese Moral hat keinen Boden, in dem sie fußen könnte. Das Mitleid, auf welches sie sich so viel zugute thut, kann innerhalb des Pessimismus nur zum Zerrbild seiner selbst werden."

Müssen wir Hamerling, welcher da insbesondere an die Morallehren Schopenhauers dachte, hier nicht vollkommen rechtgeben? Was soll das Mitleid für eine Berechtigung haben in einer Welt, in der das Nichtsein dem Sein unbedingt vorzuziehen ist? Was soll das Mitleid, welches Leiden zu mildern, das Dasein zu verbessern, somit das Leiden eigentlich nur zu verlängern bestrebt ist, für eine „moralische" Bedeutung haben, wenn es unter allen Umständen doch am besten wäre, dieses Leben zu verlassen? Wo liegt die Moral des Mitleides, wenn durch mitleidige Handlungen der Mensch oder ein Mensch in dem Wahne, leben und da sein zu wollen, bestärkt wird, wenn seine der Verneinung des Willens zum Leben etwa schon hin-

neigende innere Stimmung oder Gesinnung wieder abwendig gemacht wird? Das Mitleid wird in solchem Falle wirklich, wie Hamerling sich ausdrückte, zum Zerrbilde seiner selbst. Nein, die wirkliche Quelle der Moral liegt tiefer; schon in unserem (1878 erschienenen) Erstlingswerke traten wir der Ethik Schopenhauers entgegen, darauf hinweisend, dass nur derjenige wirkliches Mitleid empfinden könne, der sich selbst liebt und auch sein Leben, denn mit dieser Liebe liebt er auch den Willen zum Leben, dessen Ausdruck und nichts anderes er ist. Auch in unseren späteren Schriften wiesen wir immer darauf hin, dass in dem Seienden selbst die Quelle der Moral sein müsse, d. h. dass das Weltprincip selbst ein gutes sein müsse, wenn es überhaupt im Weltprocesse „Moral" geben soll.

Hochinteressant ist auch die überaus tiefe und richtige Auffassung Hamerlings von der Dichternatur. Er sagt, es sei nicht Sache des Poeten, der eine berechtigte Stimmung in sich ausklingen lässt, alle möglichen Wenn und Aber, alle Klauseln und Einschränkungen, deren er sich gar wohl bewusst sein kann, seinem Liede beizufügen. Würde ihm doch der leichtbeschwingte Sang auf diesem Wege zur philosophischen Abhandlung! „So stände also der Dichter im innersten Grunde seines Wesens gleichgiltig, parteilos zwischen Pessimismus und Optimismus? Brächte immer nur nach der Stimmung des Augenblickes den einen oder den anderen der beiden Gegensätze zum Ausdruck? — Nicht so ganz! Ich stelle die Behauptung auf: In ihrem Kerne und in ihrem innersten Wesen ist die wirkliche Poesie — bewusst oder unbewusst — optimistisch. Ein optimistischer Grundzug ist in ihr, der im großen und ganzen den pessimistischen überwiegt, und dieser ist es auch, der die Poesie überhaupt möglich macht. Wie der reine Schmerz, der nicht gemischt ist mit der ‚Wonne des Leids', kein Lied, keine melodische Klage findet, so wäre auch der reine wirkliche nackte Pessimismus stumm."

Wer muss hier nicht anerkennen, dass Hamerling die Dichternatur in ihrer tiefsten Wesenheit erkannt und dieser Erkenntnis vollen Ausdruck verliehen hat?

Wir wollen hier noch einige erläuternde Bemerkungen machen. Die Poesie ist immer ein Kind der Phantasie, und diese wieder ist jener eine Theil der Intelligenz, welchen wir in unseren Werkchen das zweite Attribut des Seienden nannten. Das primäre Vermögen des einen Attributes des Seienden besteht eben auch in der Fähigkeit, noch nicht realisierte Vorstellungen zu erzeugen, welche gewissermaßen den

Zweck haben, dem anderen Attribut des Seienden, dem Willen, Anregungen zu geben zu Formbildungen aus sich selbst. Während nun diese Fähigkeit im Vereine mit dem Willen auf den niederen und niedersten Entwicklungsstufen als Formbildungsvermögen, als Trieb, also immer scheinbar unbewusst auftritt, gewinnt es beim Menschen die Fähigkeit, die auftauchenden Triebe in abstracterer, wir meinen bewussterer Weise, nicht directe durch Formbildungen aus sich selbst sondern durch Formbildungen höherer Art, zu realisieren. Der Künstler wird nicht selbst jenes Bild, welches er formt, der Dichter wird nicht selbst die Figur oder Person in seinem Drama, allein der Trieb zu formen überhaupt ist derselbe, der primär im Weltprincip vorhanden ist.

Da nun dieses, als intelligenter Wille oder als das Seiende mit den zwei Attributen Wille und Vorstellungsvermögen oder Intelligenz, dadurch, dass es empfindet, nämlich Wille und Intelligenz in thätige Wechselwirkung bringt, das Sein (das reale Sein im Weltprocess) und damit auch seine Befriedigung in den Formen von Raum, Zeit und Causalität bewirkt und bewirken will, so kann die Empfindung eines Künstlers, Dichters &c., wenn sie als Quelle einer Schöpfung auftritt, was nur möglich ist, wenn die sogenannte Phantasie in der Empfindung überwiegt, eigentlich immer nur eine gute sein, weil der Wille des Seienden ursprünglich immer nur das Gute, nämlich wirkliche Befriedigung wollen kann. Ist die Empfindung aber keine gute, so ist sie eben verdorben wie die Phantasie und der Mensch, dem sie angehört.

Alle Moral, alles Schöne, alles Gute und Edle beruht auf dem Umstande, dass das Weltprincip, das Seiende nur ein gutes sein kann, und diese Thatsache gilt auch selbstverständlich für die Kunst und die Poesie. Unser ästhetisches Gefühl ist nichts als die ursprüngliche, unverfälschte und unverdorbene Empfindung des Weltprincipes von sich selbst, welche Empfindung auch im Menschen in irgendeinem Grade immer noch vorhanden ist. Je lebendiger dieses Seinsgefühl im einzelnen Menschen ist, desto geeigneter wird dieser zum Künstler oder Dichter sein. Der Formensinn ist wie das Streben nach dem Guten ein primäres Element des Seienden, und diese Wahrheit erkennt und vertheidigt auch Hamerling, dessen Schlussworte aus dem Capitel „Schönheit" wir hier anführen. Er sagt: „Nur zum Theile ist unser ästhetisches Urtheil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der Kunst aus der Erfahrung

abstrahiert. Wir besitzen in diesem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloßen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je sich ergeben könnte. Woher rührt er nun, dieser wesentlichere, angeborene Theil unseres Formsinns? Ohne Zweifel daher, dass die Vernunft, welche ästhetisch in uns urtheilt, eins ist mit der Vernunft, welche unbewusst wirksam in den Gestaltungen der Natur sich bethätigt."

Wir können nicht umhin, hier noch einmal auf oben Gesagtes hinzuweisen, respective auf unsere Überzeugung von dem Wesen des einen Attributes des Weltprincipes oder des Seienden. Die Intelligenz ist nothwendig intensives Attribut, d. h. es wird nie selbst Form, nie selbst real, sondern sie ist ursprünglich reines Vorstellungsvermögen; sie muss aber nach zwei Richtungen anregend auf das andere Attribut wirken, da es sonst nie zu einer Entwicklung, ja nicht einmal zur Realität des Weltprincipes selbst kommen könnte. Dadurch, dass sie den Willen sich seiner selbst vorstellig macht, ihn veranlasst, von Haus aus den nothwendigen physischen Gegensatz zu bilden, der es ihm möglich macht, sich selbst als Gegensatz gegenüberzutreten, wird sie zur Quelle der Erkenntnis, zur Quelle des Bewusstwerdens; der deutsche Ausdruck „Verstand" trifft hier wirklich das Richtige. Die „Verstandes"fähigkeiten entstehen dadurch, dass die von dem Willen von außen einwirkenden Einflüsse selbst wieder unter Vorstellungen (anschauliche oder dann auch abstracte) gebracht werden, wo sie dann schließlich Ausdruck durch den Laut und die Sprache suchen und finden. Durch die fortdauernde Beziehung des vorstellenden Willens auf sich selbst, auf das „Ich", welches da bereits vorhanden ist, organisieren und differenzieren sich diese Verstandesfähigkeiten, und je mehr Organe gebildet werden, welche es ermöglichen, solche Vorstellungen festzuhalten, desto bewusster kann das Individuum und sein Denken werden. In dieser Art besteht die eine Richtung der Intelligenz. Die andere ist jenes schöpferische, ursprüngliche Vorstellungsvermögen, welches spontan oder, wie wir einmal sagten, visionär aufzutreten vermag, und welches als unbewusster Trieb im Vereine mit dem Willen Formenbilder zu erzeugen vermag, die dieser entweder unmittelbar aus sich realisiert, oder die, ist die Entwicklungsstufe schon eine sehr hohe, als Schöpfungsdrang im Künstler, im Dichter &c. auftreten. Sie ist eigentlich in jedem Menschen noch vorhanden, und der Unterschied zwischen Dichter und Nichtdichter ist nur ein gradueller. Indessen kann das Überwiegen der Erkenntnis- und Verstandesthätigkeit über die

stets im tiefen Gefühle sich äußernde Phantasie so weit gehen, dass der Verstand dann, wie Hamerling sich ausdrückte, zum Moloch werden kann, der alles verschlingt.

Kehren wir zu Hamerlings Anschauungen zurück. Er meint bezüglich des Pessimismus noch Folgendes: „Berechtigter wäre es, Pessimist zu sein, wenn man statt der physischen Welt mit ihren äußeren Motiven von Lust und Leid die moralische ins Auge fasst... Aber ist die unheilvolle Schwäche der Menschennatur nicht eben auch ein Theil des allgemeinen Weltelends, der Nothwendigkeit des Fatums, welches der Pessimist beklagt?"

Ungeachtet dessen meint er, dass sie dem Betrachter doch immer wieder Achtung einflößt: „Welche gottbegnadeten Dichter, Künstler und Denker! .. Welche Reihe von Helden, von tüchtig Schaffenden und Wirkenden, von unvergesslichen Entdeckern und Erfindern zählt die Weltgeschichte auf! Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Maß des menschlichen Leides sich beträchtlich verringern, das Maß der Lebensreize sich ebenso beträchtlich steigern ließe."

Hamerling schließt sein überaus interessantes Capitel: „Und dieser beste Quell des Lebenszweiges (das Schaffen und Wirken) kann nie versiegen. Solange wir dieses Ja dem ewigen Nein entgegensetzen, vereinigen sich tausend und abertausend Stimmen unablässig zu einem brausenden Hymnus des Guten und des Schönen, der die Welt durchhallt." — Hamerling war echter Dichter!

In dem letzten Capitel seines Werkes, „Das Problem der Gesittung", bringt er eine seiner richtigsten Beobachtungen zum Ausdruck: „Wisst Ihr, woran die Welt zugrunde gehen wird? Durch das Umsichgreifen jenes vernichtenden Principes, dass wir Verstand benennen. Denn dieser ist der dräuende Moloch, der Tod und Urfeind des Gemüthes und der Phantasie und somit auch des Lebens, das ganz und gar auf diese weltschöpferischen Mächte gegründet ist. Immer sich fortentwickelnd und einer unendlichen Verfeinerung fähig, muss er nothwendig einst auf eine Spitze gelangen, wo sein ätzendes Gift die feinen Fäden zerreißt, die zwei Naturen in uns verbinden, und wo der Wille der Creaturen zum Leben geradezu als eine Lächerlichkeit erscheint. .. Allerdings bringt der Verstand und das Bewusste in uns das Leben zur höchsten Reife, aber über die Reife hinaus fortwirkend, führt er es mit gleicher Nothwendigkeit seinem Untergange entgegen. Entwicklung und Höhepunkt sind nicht durch das eine, Verfall und Untergang wieder durch ein anderes, jenem entgegengesetztes Princip bestimmt —

nein! alle Verwirklichung ist Ausgang von der Idee, aber eben darum schon Entfernung, Abfall von ihr; sie trägt den Keim des Todes in sich. Alles Leben ist ein Gang zum Tode."

„Der Geist bekämpft die Natur, im Kampf ist Leben, aber auch nur im Kampf; denn ist der Kampf bis zum Siege des einen vorgeschritten, so ist das Lebensprincip vernichtet. Es ist dies der natürliche Verlauf des Weltlebens, der Triumph des Geistes ist sein Ziel, aber auch sein Ausgang, sein Ende."

„Das von den Sagen ans Weltende gesetzte Gottesreich, das anzustrebende goldene Zeitalter, bedeutet nur die Zurücknahme alles Lebens in den Geist, die sich auch einzeln und individuell vollziehen lässt."

Diese Sätze beweisen wieder, wie tief Hamerling die Thatsache des Lebens erfasst hat. Die Auffassung, welche Hamerling hier vom Verstand im Gegensatze zur Phantasie und zum Gemüth bekundet, zeigt auch zugleich die Tiefe seines Gemüthes. Wenn wir hier dies auch anerkennen, so finden wir doch andererseits eine Lücke und vor allem eine Art Widerspruch mit seinen im Capitel „Optimismus und Pessimismus" dargelegten optimistischen Äußerungen. Denn wenn es auch richtig ist, dass die fortwährende Verfeinerung und Verschärfung der Verstandesthätigkeiten unter gleichzeitiger Zurückdrängung der Phantasie und des Gemüthes zum Verfall führen müssen, und wenn es auch wahrscheinlich sein mag, dass auch das ganze Leben der Erde einem Ende — wie alles Gewordene — entgegengeht, so finden wir doch, dass es nicht absolut nothwendig wäre, dass der Untergang z. B. des Menschengeschlechtes in der Weise wirklich erfolge, wie Hamerling es hier andeutet. Es wäre eben die Aufgabe des Menschengeschlechtes, die Klippen zu erkennen, an denen es etwa vorzeitig scheitern könnte, und durch richtigere Erziehung &c. vorzubeugen, dass das Überwiegen des Verstandes nicht zu weit getrieben werden könne. Der wahre Fortschritt müsste sich eben dahin vollziehen, dass eine Veredlung des Lebens und Daseins, eine Kräftigung des besseren Theiles der menschlichen Natur angestrebt und auch durchgeführt werde. Soll ein solcher Fortschritt, ein wirklicher Fortschritt nicht möglich sein? Soll die Habsucht und die mit ihr zusammenhangende Überfeinerung der Genüsse nicht gebändigt werden können? Soll es in der That außer dem Bereiche aller Möglichkeit liegen, die Freude an echter Lebensluft, am eigenen harmonischen Sein, an der Natur, an den Schöpfungen der Kunst &c.,

die Freude am Schönen und Erhabenen zu verallgemeinern und zu vertiefen? Müssen die Völker — alle — an den bekannten verderblichen Folgen des Reichthums und der verkehrten Genusslust zugrunde gehen? Zeigen uns nicht auch Lebensläufe edlerer Menschen, dass die Menschen nicht immer durch die Verkehrtheit, durch Schwäche und selbstverschuldetes Übel zugrunde gehen müssen? Gibt es nicht eine Unzahl von Menschen, welche jetzt und immer, auch in der Vergangenheit, einem natürlichen Ende entgegengiengen? Das Ende bleibt allerdings nie aus, das Ende dieses Lebens; allein wenn das Princip wirklich ein ewiges ist, woran ein logisch denkender Mensch nicht zweifeln kann, und woran ja auch Hamerling nicht zweifelt, so kann das Ende dieses Erdenlebens nicht das Ende des Lebens selbst sein, und ebenso kann auch das Ende des Erdenlebens überhaupt nicht das Ende des Lebens im Weltall bedeuten. Vielmehr ist anzunehmen, dass dasjenige, was überhaupt „Leben" ist und fortentwickelnd Leben erzeugt, wirklich ewig ist und das Wesen des Seienden und des Seins in fortdauernder Entwicklung sich erhebt zu einem Dasein höherer Art, welches, wenn auch von uns nur geahnt und nicht objectiv erkannt, zu einer vollen und endgiltigen Befriedigung gelangt, von der aus wirklich das Sein und Dasein begriffen werden kann und begriffen wird, und von der aus vielleicht freiwillig wieder zur Schöpfung neuer Daseinsreihen geschritten werden wird und werden kann.

Menschliches Empfinden und menschliches Denken reichen vollkommen aus zur Erkenntnis, dass das Ewig-Seiende wirklich vorhanden ist, sie reichen aus zur Erkenntnis, dass es ein Ewiges gibt, dass es eine Unsterblichkeit und somit ewiges Leben wirklich gibt; allein sie sind, wir müssen das zugeben, heute noch nicht imstande, alle möglichen Formen des Seins zu überblicken, zu umfassen und zu demonstrieren.

Begnügen wir uns damit, zu erkennen:

1. dass das Sein ein ewiges und ein gutes ist,

2. dass die Attribute des Seienden, der Wille und die Intelligenz, logische sind,

3. dass die Logik derselben auch auf das einzig logische Ziel des Seins hinausläuft: auf das ewige Leben, auf eine Vollendung des Seins in irgendeiner Form.

„Erkenne Dich selbst," lautete einst der Ausspruch eines Weisen (Sokrates) — wir fügen hinzu: In uns lebt und wirkt ein Funke

des Ewigen, des Ewig-Guten, und wer diese Wahrheit voll und ganz erfasst hat, der mag und kann sich darüber trösten, dass er heute noch nicht imstande ist, die volle Logik des Seins und des Seienden zu überschauen, zu umfassen. Er wird aber, wenn er will und die Logik des Seins wenigstens intuitiv zu empfinden vermag, auch jene in gewisser Beziehung über alle Causalität, über die Formen von Zeit und Raum hinausreichende Einheit verstehen und, wie Hamerling meinte, mit mystischer Begeisterung erfassen, welche wirklich das „Wunder" der Welt bewirkt.

Wir glauben, dass eine wahre und wirkliche transscendentale Logik selbst dieses Wunder zu erkennen und zu erfassen vermag, auch zu erklären, indem sie, ausgehend von dem intensivsten Selbstbewusstsein, erkennt, dass die ewige Erscheinungswelt die logische Folge dessen ist, was sie selbst im Allerinnersten des eigenen Seins auffindet: des intelligenten Willens, der sein und zwar ewig sein will und sein kann.

Im Vorstehenden haben wir ein wenn auch in einer Art flüchtiges, so doch ziemlich genaues Bild der Hamerling'schen Philosophie zu geben versucht. Nur einige Capitel konnten wir berühren und besprechen; es sind aber die einschlägigen gewesen, und wir hoffen, dass der geneigte Leser ziemlich genau über die Empfindungs- und Denkweise unseres Dichters und Philosophen unterrichtet sein wird. Ein Philosoph aber, ein wirklicher, war Hamerling entschieden. Es erübrigt uns noch, einige Schlussworte über seine Bedeutung als Philosoph zu sagen.

Die Bedeutung, der Wert seiner Philosophie ist größtentheils ein eigenthümlicher, in gewisser Beziehung negativer, in dem Sinne, dass er vorwiegend es verstand, in kritischer Weise die Anschauungen anderer Pilosophen, Naturforscher rc. in ein überaus scharfes Licht zu stellen, so zwar, dass dem Denker eben die Mängel der fremden Anschauungen möglichst deutlich vorgeführt wurden. Seine Anschauungen über Kant, den großen Denker, der noch heute einen überaus großen Einfluss auf den überhaupt denkfähigen Theil der Menschheit ausübt, sind wirklich trefflich; so aphoristisch auch mitunter das Werk Hamerlings und insbesondere seine Kritik über andere ist — sie hat es trefflich verstanden, die wirklichen Schwächen und Mängel herauszufinden. Dasselbe gilt von seinen Anschauungen, von seiner Kritik über einen namhaften Theil der Naturforschung. Er erfasst die Stellung und die Wichtigkeit der Forschung

ganz richtig, stellt sich mit anerkennungswerter Objectivität, mit Glück und Verständnis über sie und beweist damit, dass er ein wirklicher und ein scharfer Denker ist. Er erfasst die Probleme des Wissens und des Denkens mit vollem Bewusstsein, was schon die Eintheilung seines Buches zum Theile darthut, und in allen seinen Abhandlungen treten die Schwierigkeiten der Probleme und ihrer Lösungen dem Leser sozusagen plastisch entgegen. Schon das ist ein Verdienst. Seine Meinungen über rein ästhetische Fragen und Anschauungen sind tief empfunden, ebenso tief gedacht, und viele Bemerkungen sind ebenso wahr wie originell; so z. B. seine Worte über den Verstand und die üblen Folgen des Übergreifens und Überwiegens der Verstandesthätigkeit über jene des Gemüthes.

Hamerling ist Dichter. Auf beinahe jeder Seite seines Werkes bekundet er dies, und darin liegt auch ein Vorzug des Werkes, indem es nie trocken, nie übermäßig weitschweifig, nie — langweilig wird.

Aber auch positiver Wert ist in seinem Werke zu finden. In diesem Sinne möchten wir, abgesehen davon, dass schon in der scharfen und gelungenen Kritik fremder Meinungen und Darlegungen nicht nur negativer, sondern auch ein gut Theil positiven Wertes liegt, hier als besonders gelungen, als unmittelbar wahr und richtig bezeichnen seine Anschauungen über das wirklich Seiende selbst. Seine diesbezüglichen Darlegungen im Capitel „Der Seinsbegriff" sind entschieden richtig. An diese schließen sich folgerichtig jene an über den unmittelbaren Wert des Seins. In der Empfindung vom Sein liegt schon eine tiefe Befriedigung des schaffenden Weltprincipes, was wir selbst schon, wie oben erwähnt, vor längerer Zeit behauptet und den Pessimisten entgegengestellt haben, welches durch das Heraustreten aus seiner inneren Wesenheit, durch Bethätigung seiner logischen Fähigkeiten sich selbst und damit auch allen individuell gewordenen Geschöpfen eine Befriedigung schafft, die es in ewiger Selbstgenügsamkeit auf keine Art finden könnte. Endlich ist die Anschauung, die vielleicht nur zu kurz gefasst und dargelegt erscheint, ebenso wahr als aus tiefer Empfindung fließend, dass das Überwiegen des Verstandes über das Gemüth der Moloch ist, der das Glück des Daseins stets zu verschlingen und zu vernichten droht und auch nur zu oft wirklich vernichtet.

Die übermäßig ausgebildete Verstandesthätigkeit verführt den Ichsinn, um mit Hamerling'schen Worten zu reden, nur zu leicht zum verderblichen Egoismus, zum rücksichtslosen, persönlichen Egois-

mus nämlich, dessen widerlichste Erscheinung im realen Leben die Habsucht, der Neid und der Geiz sind. Die Worte im Capitel „Ichsinn und Allsinn": „Wie der Ichsinn, losgetrennt vom Allsinn, zum Verderben führt, so würde der Allsinn für sich allein zur Verneinung, zur Vernichtung des Lebens führen. Beide zusammen wirken das erhabene Wunder des wirklichen, lebendigen Daseins in unzertrennlicher Einheit," sind wirklich classisch — sie sind absolute Wahrheit!

Wem fielen, liest er diese schönen Worte, nicht die Erscheinungen ein, welche das sinkende Rom, überhaupt das sich überlebt habende Heidenthum in Hülle und Fülle aufwies? Verzweiflung, Selbstmordmanie rc. — was sind sie anderes als Zeichen des Verderbens, zu welchem der bis ins fabelhafte getriebene Ichsinn führte und führen musste?

Hamerling schrieb nicht, wie er selbst schon in der Vorrede seines Werkes hervorhob, und wollte nicht schreiben ein vollendetes, vollständiges, in sich abgerundetes philosophisches System. Was er aber doch und wirklich schrieb, waren — Gedanken und oft äußerst wertvolle Gedanken! Sein Buch ist reich an solchen, es gleicht einer Schatzkammer, aus der jeder, der will, sich seinen Theil Anregung und Belehrung beheben kann. Es reiht sich würdig an die älteren Werke Hamerlings, und bildet es einerseits den Schlussstein zu denselben, so gleicht es andererseits dem Schlüssel zu einem herrlichen Gebäude voll richtiger Empfindung, voll tiefsten Denkens, welches ein ebenso edler als reicher Geist im Laufe eines langen, thätigen Innenlebens aufgebaut hat.

Und so wollen wir denn diese Abhandlung über das schöne Werk unseres Dichters und Denkers schließen mit seinen eigenen Worten:

„So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
Der Creaturen heil'ger Lebenswille,
Und nimmer kann am Todesriffe stranden,
Wer sich zuletzt, ob Lust, ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden
Und selber in des Todes ew'ge Stille
Hintretend ruft mit siegesfrohem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geschicke!"

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242. Mit fünf Karten, einem Sachregister und einem Quellenregister. Von Dr. Gustav Strakosch-Graßmann. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck 1893. VI und 227 Seiten, gr. 8.

Ein Buch von ganz besonderer wissenschaftlicher Schwerkraft hat der Verfasser mit der vorliegenden Einzeldarstellung den Historikern geboten. Gleich einem alten Recken mit Schild und Brünne wohlgerüstet, tritt es auf den gelehrten Kampfplatz unter der alten Wurmbrand'schen Devise: „Ich meins!"

In der That hat Dr. Gustav Strakosch-Graßmann sein Quellenmaterial so geschickt benützt, seine Aufstellungen so unverwundbar begründet und gedeckt, dass aller Widerspruch wird verstummen müssen, obschon es schwer fällt, von festgewurzelten Ansichten mit einem Schlage sich loszusagen, noch dazu von Anschauungen, welche der Österreicher bisher mit einem gewissen patriotischen Stolze gehegt und gepflegt. Doch die Wissenschaft erkennt als oberstes Gesetz allein die Wahrheit an; sie verbannt unerbittlich die Anekdote aus der Geschichte und gibt Klärung, welche für die Einbuße solch liebgewordener Anschauungen reichlich entschädigt.

Der Mongoleneinfall in Mitteleuropa 1241 und 1242 ist wiederholt bereits wissenschaftlich behandelt worden, jedoch noch niemals als Monographie, wohl auch noch niemals mit solchem Forscherfleiß wie in dem Buche Strakosch-Graßmanns. Zudem kommt demselben der wichtige Umstand zugute, dass die in den letzten zwanzig Jahren neu erschlossenen oder doch neu gesichteten Quellen- und Urkundensammlungen zur Geschichte Polens, Ungarns, Mährens, Schlesiens, Böhmens, Siebenbürgens und der angrenzenden Länder, selbst Russlands, für dieses Thema den Horizont beträchtlich erweiterten, welche Werke den früheren Autoren noch nicht zugebote standen. Zu diesen früheren Autoren, den Vorläufern Strakosch-Graßmanns, zählen in erster Linie Mouradigen d'Ohsson und Wolff.

Ersterer schildert im zweiten Bande seiner 1838 zu Amsterdam erschienenen sehr verdienstlichen „Histoire des Mongoles" den mehr-

erwähnten Tatareneinfall auch unter Benützung orientalischer Quellen, welche, mit den allerdings reichlicher fließenden europäischen zusammengehalten, dem Bilde mehr Plastik verleihen. Der andere Bearbeiter, Wolff, gab 1872 in Breslau seine „Geschichte der Mongolen" heraus, die gegenüber der d'Ohsson'schen einen bedeutenden Fortschritt aufweist, indem sich der Verfasser schon auf mannigfaltiges neues Material stützen konnte.

Strakosch-Graßmanns Monographie unterscheidet sich von diesen beiden Bearbeitungen des in Rede befindlichen Tatareneinbruches sowie von allen ähnlichen, welche uns localgeschichtliche Werke liefern, wesentlich dadurch, dass sie nicht nur die während der letzten zwei Decennien aufgeschlossenen Quellen benützte, sondern auch ältere heranzog, welche von den Vorgängern theils vernachlässigt, theils gar nicht gekannt waren. Wenn unser Autor nun im Besitze des bis heute zutage geförderten Quellenschatzes jenen überlegen ist, so besteht ein weiteres Verdienst desselben darin, dass er als erster sein Thema an der Hand der Quellen sozusagen vom Grunde aus neu gestaltete, ehe er die Resultate der jüngeren kritischen Untersuchungen und Darstellungen dieser Quellen betrachtete. Die selbstgezogenen Schlüsse vergleicht er erst hierauf mit den Ergebnissen anderer Forscher. Die Differenzen, welche sich ergaben, beleuchtet er in höchst geistreicher und überzeugender Weise, und eben durch die polemischen Stellen wird das Buch ungemein anregend und wertvoll, weil es sämmtliche Ansichten wie zu einem Resumé vereinigt, um daraus die eigenen Folgerungen abzuleiten.

Die Gruppierung des Stoffes ist ebenso glücklich. Die Einleitung (S. 1 bis 36) schildert die politischen und socialen Verhältnisse der Länder, welche den Mongoleneinbruch zu tragen hatten, desgleichen jene der sie begrenzenden Territorien, gibt eine kurze allgemein orientierende Entwicklungsgeschichte des Mongolenreiches und führt die Motive des Zuges gegen Ungarn an.

S. 37 bis 52 wird der Tatarenzug durch Polen in den Monaten Februar, März, April 1241 erzählt und der Nachweis geliefert, dass die Tataren zunächst planten, ihr Hauptangriffsobject Ungarn zu isolieren, weshalb sie vorerst alle Bundesvölker Ungarns niederwerfen wollten, um dann letzteres mit voller Kraft vernichten zu können.

S. 53 bis 67 werden der Einfall der Mongolen in Mähren und Österreich im Mai 1241 mit seinen Streifzügen bis Meißen, die Heerfahrten des Böhmenkönigs Wenzel sowie das Eingreifen des streitbaren Friedrich von Österreich behandelt.

Die nächsten Abschnitte spielen sich ab wie die Acte einer Tragödie: die Mongolen in Ungarn und des Königs Bela IV. Flucht, S. 68 bis 101; das Verhalten Deutschlands, S. 102 bis 149; die Mongolen in Ungarn bis zu ihrem Abzug 1242, S. 150 bis 181. Auch in dieses düstere Drama wirft der Streit zwischen Tiara und Kaiserkrone seine unheimlichen Lichter und hindert ein thatkräftiges Einschreiten des deutschen Herrschers zugunsten Ungarns und des Reiches, wodurch die Machtstellung Deutschlands eine unheilbare Schlappe erlitt.

Nun folgt eine hochinteressante Partie (S. 182 bis 209): „Kritische Erläuterungen." Hier unterzieht der Verfasser das gesammte Quellenmaterial jener oben gedachten Kritik und erklärt sein Für und Wider in der Benützung desselben. Gerade dieser Theil erweckt im Leser das beruhigende Bewusstsein, sich einem kundigen Führer anvertraut zu haben.

Ein weiterer Abschnitt (S. 182 bis 184) gibt eine Zusammenstellung der in den Quellen enthaltenen Zahlen betreffs der Stärke der Verluste und der Menge der Gefallenen. Allerdings mag hier daran erinnert werden, dass die bei Städten angegebenen Ziffern keinesfalls deren Bewohnerzahl bedeuten, sondern letztere mit der Zahl der vom Lande in die Städte Geflohenen summieren; denn leicht würde man sonst zu der Meinung verleitet, dass im Jahre 1241 z. B. Pest 110.000, Hermannstadt 100.000, Kokelburg 30.000 Einwohner zählte. Wenn so viele Leute bei der Eroberung dieser Orte fallen konnten, so waren es eben Einwohner und Flüchtlinge vom Lande, und es wäre unrichtig, aus jenen Ziffern auf eine damals bestandene hohe Blüte der genannten Städte zu schließen.

Die Folgeabschnitte (S. 184 bis 208) besprechen die verschiedenen Quellen, auch die asiatischen, widerlegen oder vertheidigen Berichte derselben, stellen ihren Text richtig oder constatieren irrthümliche Lesungen, so dass auf Grund dieser Kritik der Wert der Gesammtarbeit ein bleibender werden muss. Schätzenswert sind die fünf schönen Kartenbeigaben, welche nicht nur als illustrierendes Material Anerkennung verdienen, sondern auch durch ihre Ausführung dem Verlage zur Ehre, dem überhaupt würdig ausgestatteten Buche aber zu gediegenem Schmucke gereichen.

Ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister nebst einem diesem entsprechenden Quellenregister vermehren die Brauchbarkeit des Werkes für weiter bauende Forscher in hohem Grade.

Strakosch-Graßmanns „Mongoleneinfall" präsentiert sich mithin als eine nach jeder Richtung gehaltvolle Bereicherung der vaterländischen Geschichtsliteratur, für welche die betheiligten Kreise wie dem Autor so dem Verlage Dank wissen werden.

Wien. Guido List.

Erinnerungs-Denkmäler an die Befreiung Wiens aus der Türkennoth des Jahres 1683. Von Dr. Hans Maria Truxa. Mit 4 Abbildungen. Commissionsverlag von Mayer & Comp. Wien 1894.

Dieses bescheiden auftretende Schriftchen, es enthält nur fünfzig Seiten Lexikon-Octav, ist keinem Geringeren als „dem hochherzigen Förderer vaterländischer Kunst und Wissenschaft, Herrn Nikolaus Dumba" gewidmet und allein durch diese Widmung schon empfohlen. Der Verfasser gibt im ersten Abschnitt unter dem Titel „Allgemeines" einen kurzen übersichtlichen Bericht über die große Bedeutung der Ereignisse des Jahres 1683 für die gesammte Cultur des mittleren Europa und geht dann zu einer knappen Schilderung der historischen Monumente früherer Zeiten über, welche an die Tage der „Türkennoth" noch heute in Wien ge-

mahnen. Zwar betont Truxa ausdrücklich, dass sich über diese Geschichtsepoche nichts Neues sagen lasse, man möchte indes bedauernd bemerken, dass er sich dabei in zu großer Bescheidenheit selbst Beschränkungen auferlegte, welche seine Leser gewiss beklagen werden. So klar, so die Hauptsachen berührend auch seine Darstellung der älteren Monumente ist, so wäre doch zu wünschen, er hätte dieselben etwas ausführlicher behandelt und mit Illustrationen versehen. Es ist wohl wahr, alle diese Monumente liegen bereits beschrieben und abgebildet vor; aber ihre Beschreibungen und Abbildungen sind in großen Werken zerstreut, die nicht jedermann zur Hand hat. Und gerade ein Buch, das in weiteste Kreise dringen soll, und dies ist doch der Zweck des Truxa'schen, kann nie ausführlich und illustriert genug derlei Erinnerungen bieten. Der Alterthumsverein zu Wien hätte sicher in Berücksichtigung ihres patriotischen Zweckes der Schrift Truxas das nöthige Illustrations-Material zur Verfügung gestellt, dessen Verwertung die Kosten des schmucken Büchleins nicht erhöht, aber letzteres um ein bedeutendes populärer gemacht hätte, was gerade dieser Schrift zu gönnen wäre. Umsomehr als vielleicht keine der früheren Epochen der Erweckung historischer Reminiscenzen durch die dazu Berufenen dringender bedurfte als gerade unsere; denn ihr, die unter dem Zeichen der erweiterten Volksschule und der Presse steht, müssen geschichtliche Rückblicke als dienlichstes Mittel erscheinen, um sittlich läuternd und politisch beruhigend auf die Nationen zu wirken. Und eben weil Truxa den Volkston anzuschlagen, das Volksinteresse zu wecken versteht, eben darum ist seine sich selbst aufgezwungene Beschränkung zu beklagen.

Dies wird erst fühlbar, wenn man die wirklich schönen Schilderungen der vier Aufsätze liest, welche die der Neuzeit angehörenden Monumente Wiens behandeln: das Türkendenkmal, das in der Thurmhalle der Stephanskirche errichtet wird, die Gedenktafel an der Kahlenberger Kirche, die St. Josefs-Votivkirche zu Weinhaus und das Liebenbergdenkmal auf der Mölkerbastei.

Diese vier Abhandlungen sind Musterstücke an Gründlichkeit und Deutlichkeit in historischer, cultureller wie kunstkritischer Beziehung und verdienen allgemein gelesen und gewürdigt zu werden.

Die Schrift, die — nochmals sei es gesagt — eine verdienstliche, fleißige Arbeit bedeutet, klingt mit dem Hinweise auf weitere der monumentalen Ehrung würdige Persönlichkeiten aus; der Nennung jeder derselben fügt der Verfasser in knapper Kürze die Gründe seines Vorschlages bei.

Man kann die Empfehlung dieses Werkchens nicht besser unterstützen als dadurch, dass zum Schlusse Truxas eigene Worte hergesetzt seien, mit denen er am Ausgange des Buches dessen leitende Idee resumierend zum Ausdruck bringt.

„Wenngleich wir nun dankbaren Herzens anerkennen müssen, dass durch die vorbesprochenen vier größeren Denkmäler der Befreiung Wiens aus der Umarmung des Halbmondes mehrfache würdige Wahrzeichen des großen Ereignisses geschaffen wurden, auf welche die Mit- und Nachwelt mit Stolz und Freude blicken kann, so wird doch der gründliche Kenner

der Geschichte und Würdiger der Bedeutung des Wiener Sieges von 1683 es nicht ohne Wehmuth vermissen, dass den Hauptträgern des Umschwunges zum Siege über den Erbfeind der Christenheit, und zwar Kaiser Leopold, Papst Innocenz XI., Karl v. Lothringen, Rüdiger Graf Starhemberg, Caspar Zdenko Graf Kaplir, Bischof Graf Leopold Kollonics, P. Marco d'Aviano bis jetzt noch keine ihren Verdiensten und Heldenthaten gebürende Einzeldenkmäler gesetzt sind. Hierzu müssen Marmor und Granit wohl erst von unseren Epigonen aus den Felsen gesprengt und gebrochen werden, und Meisterkünstlern der Zukunft bleibt es vorbehalten, an solch erhabener Aufgabe ihr Genie zu bethätigen!

Möge jener Tag in nicht allzu weiter Ferne sein, wo der Griffel des Chronisten die Gründung einer Reihe weiterer solcher Monumente verzeichnen kann, und somit dieser Aufsatz eine schöne Fortsetzung erfahren, wenn auch der Verfasser dieser Zeilen wahrscheinlich längst in kühler Erde ruhen und den Kampf des Lebens ausgekämpft haben wird!

Jede Familie und jedes Geschlecht, jedes Volk und jede Zeit, welche der tapferen, heldenmüthigen, vaterlandsliebenden und frommen Vorfahren in pietätvoller Liebe und Dankbarkeit gedenkt, ehrt sich selbst und stellt dem eigenen Charakter das schönste Ehrenzeugnis aus!

Vivant sequentia!"

Derselbe.

Georg Hecht. Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen von Traugott Teutsch. W. Krafft, Hermannstadt 1893. 563 S. gr. 8.

An seinen historischen Roman „Schwarzburg", der im Jahre 1330 sich abspielt, schließt Teutsch in Kronstadt in dem vorliegenden einen zweiten vaterländischen Roman. Es ist die Zeit des großen Königs Matthias Corvinus. Der ungarische Adel Siebenbürgens will sich gegen den strengen König empören, und der sächsische Königsrichter, Rothberg, möchte seine Stammesgenossen zur Betheiligung an der Erhebung verleiten. Ist ihm doch in dem neuen Fürstenthume Siebenbürgen, dessen Herrscher der Woiwode Graf von Pösing werden soll, ein hoher, einflussreicher Posten umso sicherer, als der präsumptive Fürst um die Hand der Tochter des Königsrichters, Margarete, wirbt. Die Bestrebungen Rothbergs finden bei seinen Nationsgenossen entschiedenen Widerstand; denn abgesehen von dem Verrathe an dem Könige, vor dem sie zurückbeben, fürchten sie auch die Gefahren, die eine Festsetzung des ungarischen Grafen in ihrer Mitte für ihren nationalen Bestand nach sich zöge. Um dem Aufstande und der Ehe entgegenzuarbeiten, wissen die Sachsen einen stattlichen, vielversprechenden vornehmen Mann ihres Blutes, Georg Hecht, zu bewegen, dass er Margarete heirate, wobei sie von Margaretens Mutter, der gleich der Tochter die mit dem Woiwoden in Aussicht genommene Ehe verhasst ist, unterstützt werden. Aber die Verbindung zwischen Hecht und Margarete kostet schwere Opfer. Hecht hatte wohl früher ein vorübergehendes Interesse für

Margarete, die ihm noch immer gut ist, doch jetzt fühlt er sich mit Gertrud Walpurg durch die Bande mächtiger Liebe verbunden. Trotzdem thut er, was das Wohl seines Volkes erheischt. Rothbergs Gemahlin weiß dessen Widerspruch zu besiegen, und so kommt die Verlobung zwischen Margarete und Hecht zustande. Johann von Pösing war schon früher bei einem Besuche seines Freundes Rothberg von der entrüsteten Bürgerschaft Hermannstadts artig vor das Thor gesetzt. Vor dem heranrückenden Könige stieben die Aufständischen auseinander, und Matthias hält furchtbares Gericht über die Rädelsführer. Die Türken, die den Empörern zuhilfe gekommen waren und Hermannstadt belagert hatten, werden geschlagen und aus dem Lande geworfen, wobei sich Georg Hecht, seit kurzem Bürgermeister von Hermannstadt, besonders auszeichnet. Zu dem Ruhme gesellt sich für Hecht das Lebensglück. Margarete ist in Wahnsinn verfallen und hat während der Belagerung Hermannstadts den gesuchten Tod aus einem türkischen Geschütze gefunden. Nach Jahresfrist führt Hecht seine aufrichtig geliebte Gertrud als Gattin heim.

Im ganzen und großen hat Teutsch in seiner Dichtung historische Thatsachen und Personen verwendet, wenn er auch, seinem Plane entsprechend, freier mit dem geschichtlichen Stoffe umgegangen ist. Auch mancher hübsche historische Zug, der sonst nichts mit dem behandelten Abschnitte siebenbürgischer Geschichte zu thun hat, ist an passender Stelle mit eingeflochten. Hechts Liebesepisode ist von dem Dichter frei erfunden. Hierin, namentlich in der Lösung des Conflictes zwischen Pflicht und Gefühl, liegt die wunde Stelle des Werkes. Im übrigen verräth der Roman den geschickten und bewährten Schriftsteller. Er zeugt auch von den umfassenden und eingehenden Studien, die der Verfasser angestellt hat. Zeit, Örtlichkeit, Volksthum sind stets bis ins einzelnste treu und anschaulich gezeichnet. In den ernsten Gang der Handlung weiß der Dichter heitere, liebliche, stimmungsvolle Bilder zu mischen. Die handelnden Personen treten nach ihren Individualitäten klar und markant hervor. Gegenüber diesen Vorzügen verschwinden einzelne kleine Mängel der Ausführung. So kann ich denn mit dem Wunsche schließen, dass „Georg Hecht" eine recht weite Verbreitung finden möge!

Bielitz. Karl Reissenberger.

Gedichte. Von M. Albert. W. Krafft, Hermannstadt 1893. 297 S. 8.

In dem Aufsatze, den seinerzeit (XV, S. 213 ff.) die „Österreichisch-Ungarische Revue" dem Andenken M. Alberts widmete, war darauf hingewiesen, dass sich in dem Nachlasse dieses siebenbürgisch-sächsischen Dichters eine Sammlung von kleinen Gedichten lyrischer und epischer Natur gefunden habe, die demnächst der Öffentlichkeit übergeben werden sollen. Die Gedichte sind nun erschienen, und ich freue mich sagen zu können, dass sie durchaus jenen Erwartungen entsprechen, die man nach Alberts früher schon bekannt gewordenen poetischen Leistungen davon hegen durfte. Edle Gesinnung, tiefes und weiches Gemüth, sinnige Auf-

fassung der Verhältnisse der äußeren Welt, zutreffende Lebensweisheit, aber auch die Gewalt berechtigten Zornes und ernster Mahnung sowie das Spiel harmlosen Humors bieten sich dem Leser in wechselnder, doch stets sauberer, fließender und wohllautender Form dar. Das Dorf, darin er geboren ward, grüßt der Dichter nach Jahren in schlichten, innigen Worten, und in einem anderen Gedichte preist er die Behaglichkeit der Bauernstube, von der er einst ausgegangen. Für die tausendfachen Schönheiten der Natur hat er ein offenes Auge und ein lebendig fühlendes Herz. Bis zu welcher Andacht sich dieses zu erheben vermag, davon legt sein letztes Gedicht, „Im März", ein rührendes Zeugnis ab. Auch die Liebe erweckt ihm, in jüngeren Jahren, herzliche Töne in mannigfachen Nuancen. Große Erscheinungen in Geschichte und Literatur feiert der Dichter in poetischem Schwung. Aber auch was seine Zeit in der Ferne oder in der Nähe, in dem engen Kreise seiner siebenbürgischen Heimat, Bedeutendes oder doch Besonderes bringt, lässt seine Muse nicht unberührt. Die Perle der ganzen Sammlung ist wohl S. 143 ff. der „Todtenkranz", den Albert 1872 dem Andenken seines lieben Knaben weihte, und durch den er sich von dem tiefen Kummer über den herben Verlust zu befreien suchte. Und in der That, der Schmerz hat sich ihm verklärt; aus dem schweren Unglück sprießt allmählich sanfter Friede:

„Erst aus der dunklen Nacht der Schmerzen
Erstand der Liebe vollster Glanz,
Und dieses fühl' ich tief im Herzen:
Erst seit Du starbst, lebst Du mir ganz."

So können denn Alberts „Gedichte", in denen uns der Dichter nach meinem Dafürhalten die schönsten und vollendetsten Gaben seiner Muse geboten hat, unter den poetischen Erscheinungen der Gegenwart eine ehrenvolle Stelle beanspruchen.

Derselbe.

Märchen für Jung und Alt. Von Franz Grober. Paul Cieslar, Graz 1894.

Die deutsche Literatur ist alt, unter allen europäischen Literaturen der lebendigen Sprachen die älteste. Es ist daher gut, ihr zur Auffrischung verjüngende Quellen zuzuführen. Eine solche verjüngende Quelle ist eine der ältesten und ursprünglichsten: die Poesie der Märchen. Wir besitzen davon einen großen und reichen Schatz, der ein ewig junges Angesicht trägt. Es sind unschuldige Blüten, die immer wieder frisch aus der Erde dringen. Die unvergesslichen Brüder Grimm haben die Märchen des deutschen Volkes gesammelt, tief aus dem Gemüth, der Weisheit, dem Humor desselben schöpfend. Sie haben den Märchenstil ein- für allemal festgestellt und sich einer Sprache bedient, die in ihrer Reinheit und Schönheit von keinem Prosaisten übertroffen, ja kaum erreicht wurde. Es ist, wie Ludwig Speidel einmal sagte: man hört alle Quellen der deutschen Sprache rauschen. Was sie vor allem auszeichnet, ist der Umstand, dass sie von keinem einzelnen Schriftsteller erfunden wurden, und es ist die Frage, ob man ein echtes Märchen überhaupt

erfinden kann. Sie sind da wie die Wandervögel im Frühling, die ihr verlassenes, altgewohntes Nest wieder aufsuchen; niemand kann genau sagen, woher sie eigentlich kommen. Sie sind da, wie die Sprache da ist — wer hat sie erfunden? Niemand. Niemand hat eine Sprache je ersonnen. Sie war von Anfang an — „am Anfang war das Wort“ — und hat sich in unübersehbarer Zeit ausgebildet wie ein zarter Zweig, der allmählich zum Baume auswächst mit seiner Herrlichkeit von Blättern, Blüten und Früchten. Mit den Märchen, zumal mit den Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen ist es nicht anders. Auch sie stammen vom Anbeginne her, sie sind geworden mit dem Volke und mit der Sprache. Sie sind der poetische Niederschlag des metaphysischen Bedürfnisses im Menschen, der naive Ausdruck der Sehnsucht nach dem Überirdischen. Mit den Göttern sind sie verwachsen, von den mythologischen Vorstellungen gehen sie aus, die Natur in ihrem Wandel erscheint symbolisiert: Sommer und Winter, Tag und Nacht, Jugend und Alter, Geburt und Tod. Die erdenschwere Wirklichkeit ist aufgelöst ins Wunderbare: Zeit und Raum verschwinden, die Gesetze der Causalität bestehen nicht, Thiere denken, reden und handeln wie Menschen, übersinnliche Gewalten, Personificationen der Naturmächte, Feen, Zauberer, Riesen, Zwerge, schöne und fratzenhafte Wesen, freundliche und bösartige Dämonen greifen huldvoll oder feindselig ein in die menschlichen Geschicke, die gute That findet ihren Lohn und die böse ihre Strafe. Und diese Welt des Wunders, welche dem Phantasiehunger die köstlichste Nahrung bringt, enthält nicht weniger Wahrheit als die reale Welt des Alltages, ja sie enthält eine viel tiefere, eine mystische Wahrheit. Darum hatte das Volk immer seine Freude an den Märchen, die es sich von altersher erzählte, an den hellen Sommerabenden unter der Linde, in den langen Winternächten in der Spinnstube.

Von dem Reiz und Zauber verlockt, haben es auch einzelne Poeten versucht, Märchen auf künstlichem Wege nachzubilden und zu erfinden; manche mit Geschick und Glück. Ludwig Tieck darf unter den Deutschen der Meister genannt werden; er hat die Romantik in ihrem Wert begriffen wie nur wenige. Unter den neuesten Märchenerzählern verdient Franz Grober mit Ehren genannt zu werden. Er hat, was ich besonders rühme, mit der uralten Tradition nicht aufgeräumt. Es ist ihm glücklicherweise nicht eingefallen, auf die Würze des Spukhaften zu verzichten. Mancherlei Farben vom Grotesken bis zum Erhabenen, vom Lieblichen bis zum Schauerlichen finden sich in verschiedener Abtönung. Der schlichte, treuherzige Ton, der aus dem Gemüthe stammt und dem Märchen nicht fehlen darf, ist oft getroffen, seltener der naive, der in den Volksmärchen so erquickend an unser Herz schlägt. Der Verfasser erzählt nicht von Königskindern, sondern mit Vorliebe von den Leiden und Freuden des ländlichen Lebens, das er ebenso fein zu beobachten und anmuthig darzustellen weiß wie das Leben und Weben der Natur. Wie bei jedem echten Märchen ist die moralische, die erziehliche Tendenz nirgends aus dem Auge gelassen; nur dass sie manchmal zu deutlich und bestimmt ausgesprochen wird, wo es doch genügen möchte, wenn sie von

den Sachen umschlossen würde wie der Kern von der Schale. Hierin ist eben das Volksmärchen so groß, so im höchsten Sinne künstlerisch. Das soll indessen unsere Sympathie für die fünfundzwanzig sinnigen Erzählungen, die Groders Buch umfasst, nicht beeinträchtigen. Die Großen mögen sie zuerst mit Genuss lesen und hierauf von den Kindern lesen lassen. Es wird zu Nutz und Frommen sein.

Wien. Fritz Lemmermayer.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Des Kindes Taufe.

Von Heinrich Hege.

Pola.

Draußen wogten gold'ne Ähren
In dem heißen Sommerwind,
Und am Fenster saß die Mutter,
Hielt an ihrer Brust das Kind.

Und sie sprach: „Mein süßes Leben,
Gleichst Du doch dem Vater ganz,
Sollst auch wie der Vater heißen,
Du mein lieber kleiner Franz!"

Und ein Hauch zog durch die Bäume,
In der Ferne sang der Strom,
Und die Sonne gab den Segen
Von dem hohen Himmelsdom.

Und zwei heiße Thränen fielen
Auf des Kindes Angesicht —
Heilig ist des Kindes Taufe,
Die die Mutterliebe spricht!

An den Ölbaum.[1])

Aus dem Slovenischen des S. Gregorčič übersetzt von A. Funtek. Laibach.

Am Bergeshang, von Schnee umschlossen,
Erhebst Du Dich mit grünen Sprossen
So lebensfrisch im öden Raum,
Mein Liebling, mein Olivenbaum!
Oasengleich in todter Wüste
Grünst freundlich Du in junger Tracht,
Mir ist's, als ob nach heißer Schlacht
Ein Krieger mich am Schlachtfeld grüßte:
Des Sturmes Wucht verschont' nur ihn,
Die Brüder sanken alle hin!
Wozu wohl Du dem Tod entgangen
In Frühlingskraft und Frühlingsprangen?
Auf dass, ein lebend Todtenmal,
Du ragst aus Gräbern sonder Zahl?
Ach nein, dies Grün, es kündet eben
Uns neuerstandnes, frisches Leben,
Wo die Natur aufs neu erwacht,
Geschmückt mit bunter Blumenpracht!
Vom kahlen Busch beschwingte Gäste
Umflattern die begrünten Äste
Und zwitschern laut und froh dabei
Im Wahn, dass es schon Frühling sei.
Und ach, wie weilt im kahlen Raum
So gern mein Blick auf Dir im Traum!
Gepriesen, mein Olivenbaum,
Du Zeuge einst'ger Herrlichkeiten,
Du Bürge künft'ger bess'rer Zeiten,
Ich grüße Dich
Herzinniglich!
Dein Saft ist's, der die Wunden heilet,
Mit heil'gem Balsam uns betheilet,
Der auf den Körper wirkt mit Macht,
Durch Licht vertreibt die dunkle Nacht!
Ich preise Dich!
Von altersher schon bist Du wohl
Des Friedens liebliches Symbol!
Es wollt' die Welt in Lust erschlaffen,

---

[1]) Dieses sowie das folgende Gedicht sind den bezüglichen in slovenischer Sprache erschienenen Verlagswerken der Laibacher Buchhandlung Ig. v. Kleinmayr & Ferd. Bamberg entnommen.

Die Red.

Und leid that's dem allweisen Gott,
Dass er den Menschen je erschaffen.
Da brachte jähen, furchtbaren Tod
Die Flut dem sündigen Geschlechte,
Verschont' nur wenige Gerechte!
Auf einem Fahrzeug drängte sich
Das Häuflein, das dem Tod entwich —
Wer ist's, der ihm Erlösung brächte?
Der Himmel dräuend anzuschaun,
Ringsum endlose Wasserwüste,
Kein rettend Land und keine Küste —
Welch Graun, welch Graun!
Wann sinkt dies Meer, das berghoch stehet,
Wann wird des Himmels Groll gestillt?
Ist Gott zu zürnen stets gewillt? —
Lau übers Meer sein Odem wehet,
Die Flut, sie schwindet, fällt, vergehet,
Wie Schnee im Sonnenschein zerquillt!
Und sieh, da sich die Fluten neigen,
Sprießt auf ein Baum mit grünen Zweigen,
Ein weißes Täubchen drauf sich schwingt,
Das blickt herum mit klaren Äuglein
Und pickt und hackt, dass hell es klingt,
Und sieh, im rothen Schnabel bringt
Es mit ein grün — Olivenzweiglein!
Wie freudig wohl der Schiffer da
Die Taube mit dem Zweig ersah!
Dies Reislein vom Olivenbaume,
Es ward vom Himmel selbst gesandt
Dem Schifflein auf dem Wogenschaume
Als Friedens und der Sühne Pfand!
Uns auch bist Du ein solch Symbol!
Es kam der Tag der Palmenweihe,
Zum Gotteshaus in dichter Reihe
Strömt hin das Volk, so freudenvoll.
Und all die Kleinen und die Großen,
Sie tragen grüne Ölbaumsprossen,
Wenn Sprossen nicht, doch Reislein klein,
Die Kirche dünkt ein Hain zu sein!
Durchs Fenster gießt die Gottessonne
In diesen Hain ihr Himmelslicht,
Doch heller strahlt des Glückes Wonne
Der Kinderschar vom Angesicht
Durchs Grün, das schattend sie umflicht.
Ein Greis tritt zum Altar und fleht
Des Himmels Heil und reichen Segen
Herab im innigen Gebet

Auf diese Zweige allerwegen:
„O, wär' durch sie nur Glück und Frieden
Auf Erden immerdar beschieden!"
Jawohl, des Glückes Unterpfand
Ist dies geweihte Reis hienieden,
Wenn segnend wir mit frommer Hand
Damit besprengen Haus und Land!
Sieh Feld und Flur, weit hingezogen,
Wie stehn sie da so wohl bestellt!
Sieh des Getreides gold'ne Wogen,
Wie strotzt die Ähr', von Frucht geschwellt,
Welch Lohn, wenn sie in Garben fällt!
Und diese Bäume, fruchtgebogen —
Heil ihm, der solchen Preis erhält!
Doch ach, wie wird die Luft so schwer!
Sieh, Wolken ziehn wie dunkle Riesen
Hin über Gärten, Äcker, Wiesen,
Ein hagelschwer, ein furchtbar Heer!
Kind, Greis und Weib, hin sinken sie
Vor ihrer Hütte in die Knie,
Mit feuchtem Blick, mit Furcht und Grauen
Zur Wolkenwand sie aufwärts schauen,
Und innig fleht
Ihr heiß Gebet.
Der Vater aber sorgenvoll
Verbrennt geweihte Ölbaumblätter,
Auf dass sich leg' des Sturmes Groll:
Da schwebt der heil'ge Rauch zum Wetter,
Und sieh, aus schwerer Wolke quillt
Aufs Feld ein Regen sanft und mild! —
O, könntest Du den Sturm beschwören,
In dem sich Herzen auch empören,
Du heilig Reis, o, brächtest Du
Die Leidenschaften doch zur Ruh,
Die Tag und Nacht *mein* Herz bethören!
Mein Herz, es spricht, Du wirst es thun,
Besprengt von Dir, find' ich Erhören!
Ich seh' im Geist ein niedrig Zimmer,
Drin strahlet bleicher Kerzen Schimmer,
Da sehe einen Mann ich ruhn,
Er sieht so blass im schwarzen Kleide,
Das rings verbrämt mit Silberseide,
Er schläft mit festgeschloss'nem Lid,
Erschöpft vom Gang durchs Weltgedränge.
Und mancher, der ihn schlafen sieht,
Mit einem Ölzweig niederkniet,
Auf dass er betend ihn besprenge —

O Brüder, ja, wenn dies geschieht,
Dann ist vorbei des Daseins Strenge,
Verstummt sind all die Schmerzensklänge,
Dann mag ich ruhn für alle Zeit
Von Herzensweh und Menschenstreit!

Der flüchtige König.

Frei aus dem Slovenischen des F. Levstik übersetzt von A. Funtek.

Die Nacht ist finster, einsam sprengt von dannen
Der flücht'ge König durch ein fremd Gefilde;
Dahin sein Reich, erschlagen seine Mannen,
Er birgt sich in dem Dickicht gleich dem Wilde;
Hat weder Töchter noch Gemahl noch Söhne,
Sie alle fielen unterm Feindesschwerte;
Kein Haus, das gastlich Obdach ihm gewährte,
Er irrt verlassen in des Winds Gestöhne.

Und hin ins Dickicht jagt er weltverloren;
Da stutzt sein Pferd, steht stille, will nicht weiter,
Springt auf die Seite, spitzt erschreckt die Ohren:
Ein Abgrund thut sich auf vor Ross und Reiter;
Der König aber blickt vergeblich nieder,
Steigt ab vom Rosse, bindet's fest am Baume,
Streckt sich auf seinen Mantel, und am Saume
Des Abgrunds senkt sich Schlaf auf seine Lider.

Da nimmt ein Traum des Müden Sinn gefangen:
Ein Königsthron vor seinem Blick erglänzet,
Drauf thront er selbst in stolzen Reichthums Prangen,
Mit Ehren und mit hohem Ruhm bekränzet;
Und über seinem Haupt auf hohen Pfosten
Wölbt sich die glanzerfüllte Königshalle,
Er sieht die Gänge, die Gemächer alle,
Still wandelt außen auf und ab der Posten.

Und Trommelwirbel dringt an seine Ohren,
Trompetenstöße hehren Anblick melden,
Es klirren hell die Schwerter und die Sporen,
Es schreiten durch den Saal die kühnen Helden;
In ihrer Mitte wankt zum Königssitze
Der König, der ihn schnöde überfallen,
Und huldigend mit allen den Vasallen
Beugt er sein Knie, senkt seines Schwertes Spitze.

Aufs neu erschallen nun Trompetentöne,
Es kommt die Königin, hold anzuschauen,
Es kommen ihre Töchter, ihre Söhne,
Sie ist umringt von vielen edlen Frauen;
Und alle sinken vor des Thrones Stufen:
„So möge Glück und Ruhm Dich stets beȩleiten,
Heil Deinen Enkeln in den spät'sten Zeiten!"
Es zittert der Palast vor Freudenrufen. —

Da seufzt der König auf, vom Traum berücket:
„Bin König, und die Flucht aus meinen Landen
War nur ein Traumgesicht, das mich gedrücket!"
Jäh schnellt er auf in wachen Traumes Banden,
Will zu den Seinen, breitet aus die Hände —
Dumpf rasselt Schwert sammt Panzer hin im Fallen,
Das Rofs, es reißt sich los, Hufschläge schallen —
Es krächzt die Rabenschar ein Lied vom Ende!

Unvergänglich.

Von Johann Peter.

Großmeiselдorf bei Wien.

Da sieh im Rosenkelch den Tropfen Thau,
Wie er in allen Sonnenfarben funkelt!
Doch hat er längst in Dunst sich aufgelöst,
Wenn um die Bergeswand der Abend dunkelt.

Dem Tropfen Thau gleichst Du, o Menschenkind:
Heut' prangst Du lieblich auf des Lebens Matten,
Und morgen, wenn der ernste Abend naht,
Umfächeln Deine Gruft des Todes Schatten!

Doch weine nicht! Es kehrt der Tropfen Thau
Aus seiner Dunstgestalt als Tropfen wieder —
So wirst auch Du nach der Verwesung Nacht
Vom Lichte schauen auf die Erde nieder.

Die Äbtissin von St. Clara.

Eine Erzählung aus dem alten Wien.

Von Ludwig v. Mertens.

(Fortsetzung.)

Wien.

Martin schlug ein Gelächter auf. „Auch nicht den hohen gnädigsten Verwandten des Hauses?"

Der dicke Christoph schaute verdutzt darein. Er änderte ein wenig seine bequeme Stellung, und mit brummiger Stimme erwiderte er:

„Der Herr Vetter kann es ja mir sagen, was er vom gnädigsten Herrn Hofrath haben will."

Martin schlug mit seinem Stocke auf die derbe rothe Hand des Pförtners. In diesem Schlage lag viel. Martin vermochte sich vielleicht selbst nicht ganz zu vergegenwärtigen, dass in diesem Schlage wider die Gemeinheit des Bedienstenthums und des Cavalierthums sich der Zorn der Menschheit äußerte. Er war selbst zu zornig, um klar zu denken. Aber der Schlag traf mindestens das Bedienstenthum, die Seele der Zeit.

Der rothe Christoph stellte sich in Positur. Aber in diesem Augenblicke fuhr eine vergüldete Hofcarosse mit zwei derben spanischen Rappen die Gasse einher und hielt am Portale. Aus dem breiten Glasfenster grüßte das dicke, freundlich-gutmüthige Gesicht der Tante von Wutschletitsch.

Der fassungslose Diener der freiherrlichen Noblesse gewann sogleich seine verlorene Contenance. Er eilte nach tiefstem Bücklinge an den Wagenschlag und wollte ganz submissest der gnädigsten Frau beim Aussteigen dienen.

Aber Frau Rosalia von Wutschletitsch, geborene Freiin von Franckenhofen rief ganz erfreut: „Martin, Martin, mein lieber, braver, herzallerliebster Vetter, nein, neveu, nipote, nipote Martino, ich kam nur um Deinetwegen den langweiligen Weg herbeigefahren! Herzensbursch, ich habe für Dich etwas, für Dich, mein Söhnlein, carino, caro viso, für Dich, was Dich freuen wird! Steige nur ein in meine Arche Noah, steige nur ein, Herzensbub, Deine gnädige Frau Tante hat für Dich einen Trumpf gemacht! Steige nur ein, Du Sohn meiner Pepi, ich habe für Dich etwas in petto! Christoph, hat Er dem jungen Herrn die Hand geküsst? Thue Er es ganz submissest!"

Der dumme Christoph langte nach der Hand des erstaunten, noch immer zornigen Jünglings.

„Halte still, Vetter Martin, caro viso, caro mio nipote! Halte still und lasse Dir die Hand von der Bagage küssen! Du bist aus

anderem Zeug! Lasse Dir die Hand von der Bagage küssen!" Die Tante hatte scharfe Augen gehabt.

Der dicke Christoph fieng und küsste rasch die widerwillige Hand des zornigen Jünglings.

„Aber, Bursch, ich kenne Dich ja gar nicht mehr!" sagte Tante Wutschletitsch. „Was machst Du denn für ein Gesicht? Pfui Teufel! Und ich habe Dir doch so Schönes zu erzählen. Steige geschwind ein! Also! Kutscher! Hinaus, hinaus! Du weißt schon wohin, Du Tölpel!"

Der verblüffte Jüngling stieg in die vergüldete Arche Noah des kaiserlichen Hofstaates und setzte sich auf den überbreiten Hintersitz. Er wusste kaum, wie ihm geschah, so verwirrt war er.

„Bursch! Küsse Er mir erst die gnädige Hand! Denn diese Hand hätte beinahe eine Ohrfeige dem Minister gegeben und nur um Seinetwillen, Bursch! Ja, ich setzte mich in Positur und begehrte für Dich einen Platz im Reichshofrathe oder in einem Regimente. Der Minister wollte nicht gleich daran wegen Überfüllung. Aber er sah meine Hand zucken. Und diese Hand ist aus der Kammer Ihrer kaiserlichen Hoheit der Infantin. Da wurde er ziemlich rasch mürbe. Ich erzählte ihm unsere Geschichte, die Geschichte Deiner Frau Mutter und Deines Herrn Vaters, Bursch! Da machte er erst eine lange Nase und sprach von Sacrilegium. Was Sacrilegium, schrie ich auf, meine Frau Schwägerin war ein braves Weib, und wäre ich an ihrer Stelle gewesen, so wäre ich mit einem ganzen Regimente von Protestanten durchgegangen! Es kommt nur auf das rechte Herz an, und das Herz meiner Schwägerin war rein und nicht so dumm wie das unserer anderen Dames de la Cour, welche nur auf Namen und Geld gehen. Weißt Du, Bursch, ich war selber eifersüchtig auf Deine Mutter, aber das muss man ihr lassen, sie war ein braves Weib ohne Falsch und ohne Hintertücke. Und Dein Vater, Kerl, der war noch viel kerniger als Du, der hatte Haare auf den Zähnen! Kurzum, flenne nicht! Warum flennst Du? Also beim Reichshofrathe in Wien oder beim Regimente in Siebenbürgen, hörst Du?"

Martin hörte, aber er war ganz verwirrt. Endlich raffte er sich auf.

„Gnädigste Frau Tante! Sie ist gut, sehr, sehr gut. Ich bin heute so dumm wie nie. Aber ich möchte nach Siebenbürgen, recht, recht weit hinaus in die weite Welt."

Aber jetzt zuckte die Hand der Tante von Wutschletitsch aufs neue. Und zwar noch weit rascher als dem Minister gegenüber. Der junge, schöne, herzallerliebste Neffe befand sich in dräuender Gefahr. Die gnädige Tante von Wutschletitsch handelte stets nur nach den Eingebungen des Herzens. Dies hatte sie ja auch durch ihre Heirat mit dem armen croatischen Fähnrich Wutschletitsch gehörig erwiesen. Tante Wutschletitsch war ein echtes, kerniges, braves Weib. Die Hofceremonien waren ihr seit jeher dumm vorgekommen. Aber dass ihr weit dümmerer, lieber, hübscher, kernjunger Martin aus Wien weg nach Siebenbürgen verlangte, das machte ihr Galle.

„Was, Kerl? Nach Siebenbürgen verlangst Du? Nach Indien oder zu den Chinesen? Zum Kaiser von China? Pfui Teufel! Das hätte ich nicht von dem Sohne meiner Pepi geglaubt!"

Martin sagte jetzt, was er sonst niemals, niemals gesagt hätte. Aber er war außer Rand und Band.

„So höre Sie, gnädigste Frau Tante! Ich kenne nichts Himmlischeres als Dero Fräulein Nichte Josefa. Denn das ist eine Heilige, wie meine Mutter war. Aber die gnädigste Base hat mir den Laufpass ertheilt."

Tante von Wutschletitsch war starr. Endlich gewann sie die Sprache wieder, welche ihr sonst so geläufig war.

„Du dummer Bursche! Du dumme Nichte! So etwas hätte ich mir niemals einbilden können. Aber freilich! So junge Burschen sind alleweil verliebt. Aber die Gabi wäre hübscher. Sie gleicht viel mehr, viel mehr der Pepi. Du hast keinen guten Geschmack, Bursche!"

Und Tante Rosalie reichte dem betrübten armen Martin die Hand zum Kusse.

„Ich bin schon alt, Bursche, 45 Jahre alt, aber wenn ich jung wäre, so hätte ich meine Ahnen sämmtlich dem Teufel verschrieben."

Tante Rosalie brach jetzt, ihrem ungestümen Herzen folgend, in ein lautes Schluchzen aus. Sie hätte gar nicht anders können. Alles erschien ihr arg in dieser Welt, die dummen Vorurtheile, ihr eigenes Alter, das Verliebtsein des hübschen, lieben Burschen in ihre häsliche Nichte, dessen Verlangen nach Siebenbürgen, die Beschränktheit der häslichen Nichte, ihre eigene Sclaverei im Hofstaate der Infantin, alles, alles, alles in dieser Welt und in diesem Leben. Die arme Wutschletitsch konnte nur weinen über diese arge Welt, denn hier half nicht Zorn, und hier half nicht Thatkraft. Und es gibt wenig so Bitteres auf dieser Erdenwelt als nicht thätig sein zu können.

Die feisten Rappen schnoben jetzt. Denn der Wagen war bereits außerhalb der Stadt und der Festungswerke und die Straße sehr steil. Die Sonne brannte trotz des Aprils wie im Juli Sie vergoldete aber auch die niederen Hütten der Vorstädte, die Weinberge und warf einen so blendenden Glanz auf den Straßenstaub, dass dieser selbst wie Gold zu glühen und zu leuchten schien. In der Tiefe drunten glitzerte der breite Donaustorm, er warf das dunkle Blau des Himmels wie im Spiegel zurück.

Die gute Tante Rosalie war trotz ihrer einflussreichen Stelle bei Hofe und in der Familie ein echtes Wiener Kind, und ein Wiener Kind bleibt allemal ein Spiegelbild der es umgebenden Natur.

Sie schluchzte eine Weile lang laut zum Schrecken und zum Erstaunen des selbst so tief gebeugten Jünglings, welcher ernst und schweigend der ihn so energisch dünkenden Frau im Wagen gegenüber saß.

Aber plötzlich erhob Tante Rosalie einen Schrei.

„Steig aus, Vetter, steig aus! Nein, nur die Menschen sind heulende Klageweiber, aber die Welt bleibt doch ein Paradies. Steig aus, besinne Dich nicht tölpelhaft! O Du gnädigster Gott Vater, Gott Sohn

und Gott heiliger Geist! Wir sind alle erbärmlich vor Dir, aber Du hast die Welt zu unserem Entzücken und zu unserer Erbauung hervorgebracht. Du zeigst uns die Erde als ein Paradies, in welchem wir Dich, o Herr, anbeten müssen und Dir danken, danken für so gnädigste Gunst! Vater unser, Du hast es gut und schön gemacht auf dieser Erde, und nur wir Erbärmlichen sind daran schuld, wenn wir Deine unerschöpflichen Gnaden nicht erkennen. — Steig aus, Vetter, und erfreue Dich an dem Anblicke der Welt! Schau' nur, schau', wie es unser guter, gnädigster Herr Gott liebevoll gewollt hat! Halt, Kutscher, halt! Ich will aussteigen."

Tante Wutschletitsch war die erste aus dem Wagen. Der junge Mann war sehr betroffen über die Raschheit der sonst so strenge auf den Anstand bauenden gnädigsten Frau Muhme. Er folgte bedächtig.

Der Rundblick vom Hügel gab in der That ein schönes Bild. Das weite Thal war bis zum Grunde von Licht und Sonne erfüllt. Die Stadt zeigte sich in der starken Beleuchtung schneeweiß, die auf allen Anhöhen prangenden Paläste, Schlösser und Balustraden flimmerten im Sonnenlicht, als wären sie aus glänzenden Steinen erbaut, die kleinen Dörfer schienen sich in den Mulden und zwischen den Wäldchen und Gärten halb verbergen zu wollen.

Ein solches in Lichtfluten getauchtes Landschaftsbild hatte der Jüngling noch nicht vor Augen gehabt. Er blickte nach allen Seiten herum, aber er war doch anders gefügt als solch ein flüchtiges Wiener Kind, ihn konnte nichts in seiner Verbitterung stören. Die Tante vermochte er gar nicht zu begreifen, das Weib, welches bald weinte und bald lachte.

„Sieht Er, Vetter," sagte die Wutschletitsch, „man kann doch nicht immer unglücklich auf der Welt bleiben! Dies wäre auch eine Sünde. Denn man kann so leicht nach dem Schönsten greifen, und wäre es auch nur mit den Augen. Aber jetzt steigen wir wieder ein! Ich muss Dich noch coram nehmen."

Der schwere Wagen wurde von den schnaubenden spanischen Rappen den steilen Hohlweg hinauf gezogen.

„Höre mich, caro viso," sagte die Tante weich und sanft, „ich hätte noch ein Project! Die allerdurchlauchtigste königliche Frau Erzherzogin und Infantin Amalia, Tochter weiland Seiner kaiserlichen Majestät Kaiser Josefs I., hat mir hochgnädigst zugesagt, hochselbe wolle Deiner stets in Gnaden gedenken und Dir eine Stelle in hochdero Secretariat zuwenden — naturalmente freies Quartier, täglich zwei Unschlittkerzen, zwei Maß guten Weines, im Winter Heizung, Sitz an der Tafel dero königlicher Schreiber und Kammerfrauen, Kammermenschern und Jungfern. Naturalmente nach gehöriger Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Neige Er sein Ohr zu mir, caro viso! Im Hofstaate Ihro königlichen Hoheit der allerdurchlauchtigsten Frau Erzherzogin-Infantin haben sich diverse Improba zu erkennen gegeben. Versteht Er dies? Improba, sage ich. Ihro königliche Hoheit will mit höchstdero Besen kehren . . . so antworte Er doch!"

Martin saß da wie unter Donnerschlägen. Aber unter all den laut dröhnenden, wuchtigen Donnerschlägen fuhr ihm ein heller Blitz in die Seele, in das männlich thatkräftige Herz.

Er griff nach der Hand der energischen Frau. „Frau Tante," sagte er, „gnädigste Frau Tante, Sie gleicht meinem starken Vater viel, viel mehr als meiner heiß, heiß verehrten Mutter! Ich will der Frau Tante nicht unwürdig sein. Merke sich die gnädigste Frau Tante meine Worte! Die Frau Tante ist stark und redlich, und dies will ich auch sein."

„Dies ist brav von Ihm. Ich hab' es von Ihm auch nicht anders erwartet. Er ist und bleibt trotz all seiner Flattusen für meine hochweise schieche Fräulein Nichte ein Kernbursch. — Sehe Er sich jetzt um!"

Der schwere Wagen war an der Terrasse des Sommerhauses angelangt. Der Lakai sprang von seinem hohen Hintersitze herab und öffnete unter tiefstem Bücklinge den Kutschenschlag. Frau Rosalia von Wutschletitsch ließ ihrem Neffen nicht Zeit, vorerst auszusteigen. Sie hielt sich an dem vorgestreckten Finger des Lakaien fest.

Martin folgte den raschen Schritten der keuchenden Frau Tante, welche auf den obersten Stufen der Terrasse sich umwandte.

„Sehe Er sich jetzt um, Vetter! Der grün lackierte und vergoldete Rumpelkasten mit den zwei gemästeten schwarzen Spaniern gehört zum fundo instructo Ihro königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Infantin. Aber das blinke Häuslein dort oben, das holländische Gärtlein da unten, die Weinberge da rechts und da links, die Felder dahinten, der Wald da drüben gehören zum fundo instructo der alten Tante Wutschletitsch, hört Er, Herr Vetter? Auch der goldene Blick nach rechts und nach links, nach oben und nach unten gehört zum fundo instructo der alten Wutschletitsch. Und in der Stadt drunten am Bauernmarkt steht ein Häuslein mit dem rothen Marmorwappen der Franckenhofen, hörst Du, Martl? In der ersten Etage da drunten hauset Ihro Gnaden der königliche Botschafter aus Frankreich, in der zweiten Etage residieret Ihro Excellenz der königliche Botschafter aus Hispanien, und in der dritten Etage wird sich der Herr Secretarius Ihro durchlauchtigsten Hoheit der Frau Infantin breit machen können, höre Er, recht breit — nur wird Er den schweren Schlüssel zur schweren Eisentruhe vorderhand bis zum leidigen Ableben der uralten Tante Rosalia von Wutschletitsch, geborenen von Franckenhofen nicht handhaben dürfen, versteht Er mich, caro viso? Herr Martinus Röder, vielleicht durch die unerschöpfliche Gnade Seiner kaiserlichen Majestät im hochgnädigsten Hinblicke auf dessen frommes katholisches Bekenntnis und unter niemals rastender Beihilfe der Frau Tante Rosalia Herr Martinus von Röder wird einmal von dieser hoch und weit blickenden Terrasse aus auf die famiglia dei Palm als reicher und hochansehnlicher Herr Hofrath herunterblicken können — hört Er es? — herunterblicken können. Denn so wahr ich Rosalia von Wutschletitsch heiße, dies wird der Vetter Martin können als mein einziger Erbe . . . so heule Er doch nicht! Ich sollte eher und noch viel lauter heulen, weil ich schon so alt bin."

Der todbleiche Jüngling griff nicht nach der Hand der jetzt selbst schluchzenden Tante Wutschletitsch. Sondern er griff nach seinem Taschentuche, um sich die rasch hervorquellenden Thränen abzutrocknen.

Endlich stotterte er hervor: „Gnädigste Frau Tante, ich will Ihrer würdig sein! Merke Sie sich dies, gnädigste Frau Tante! Ich will Ihrer würdig sein und bleiben. Denn die gnädigste Frau Tante ist stark, redlich und treu."

Martin ergriff jetzt die Hand der kernhaften Frau, hielt diese eine Weile fest und fast zu kräftig, küsste die dicke, aber weiße, weiche Hand und entlief dann so rasch, als ob er von einem grimmigen Feinde verfolgt würde, hinunter der Stadt zu.

Frau Rosalia harrte bis zum späten Abende, hochroth vor Erregung, auf den schönen, schlanken, ihr wie ein Sohn, nein, nicht wie ein Sohn so innig theuern und geliebten Burschen. Aber der Bursch kehrte nicht mehr zurück.

Frau Rosalia von Wutschletitsch, geborene Freiin von Franckenhofen harrte zehn, sie harrte fünfzehn Jahre lang auf den lieben, geliebten Burschen, aber er kehrte nicht zurück. Sie harrte in ihrem Sommerhause, sie harrte in den hohen Gemächern der kaiserlichen Burg, und sie harrte endlich, nachdem sie längst den Hof verlassen, in ihrem Buen Retiro auf dem Bauernmarkte ober dem französischen und ober dem spanischen Botschafter auf den lieben, geliebten Burschen. Denn sie hatte sich auch aus dem Hause des Schwagers zurückgezogen. In diesen fünfzehn Jahren hatte ihr niemand, auch nicht die ewig plappernde Gärtnerin im Sommerhause droben, etwas Erkleckliches über den so plötzlich flüchtig Gewordenen zu sagen vermocht. Nur dass er „damals" sehr spät abends in das Landhaus zurückgekehrt und dann in der Nacht wahrscheinlich mit allen seinen Habseligkeiten auf Nimmerwiederkommen vom Wiener Erdboden verschwunden sei. Vom Wiener Erdboden verschwunden! Diese Worte thaten der alten, liebereichen Frau besonders weh. Sie stieg öfters, noch nach Jahren, die steile Treppe auf die Etage-batard des Landhauses hinauf, setzte sich in das leere Gemach, worin Martin gewohnt hatte, und besah sich die leeren, schmucklosen Wände. Sie starrte dann ins Leere hinaus. Endlich blieb sie gar in der Stadt drunten, selbst zur heißesten Sommerszeit. Sie konnte das Fahren nicht mehr ertragen.

Nur die Gärntnerin kam zweimal des Jahres, vor der Osterzeit und vor der Weihnachtszeit, in das leere, hallende Gemach hinauf, um die Wände von Spinnweben zu reinigen und die trüben Fensterscheiben zu waschen.

Frau Rosalia von Wutschletitsch hatte zu warten aufgehört. Sie schlief gar fest und tief in der Ahnengruft der Freiherren von Franckenhofen.

Etwa vierzehn Tage nach Martins plötzlichem, so unerklärlichem Verschwinden sah es im Hause des Hofrathes von Palm sehr düster und bänglich aus.

Der alte Freiherr saß ganz allein an seinem Mittagstische. Ihm wollte der sonst so beliebte Hasenbraten gar nicht mehr recht munden. Er stürzte nur seine paar Gläschen Tokayer gedankenlos hinunter.

Der greise Kammerdiener Wagner hatte seinen härtesten Stand seit vielen Jahren, seit dem Tode der gnädigsten Frau. Der alte Hofrath war mehr als je vom krampfhaften Husten geplagt und sah sehr, sehr gelb aus, gerade so wie er nach dem Tode der gnädigsten Frau ausgesehen hatte.

Fräulein Gabriele lag schwer am „Faulfieber" erkrankt darnieder. Fräulein Josefa und eine Laienschwester des benachbarten Klosters St. Clara saßen an dem Bette der zutode Erkrankten. Die gnädige Frau Tante kam nur des Tages einmal, um nachzusehen und höchst aufgeregt Anordnungen über die Pflege der Kranken zu erlassen. Zum Heile Josefas, der Laienschwester und der Schwerkranken konnte sie niemals lange verweilen. Sie klagte stets unter Thränen über den jetzt allzu schweren Hofdienst, schien aber sehr zerstreut und gab höchst widerspruchsvolle Mahnungen und Befehle.

Josefa harrte Tag und Nacht am Bette der so schwer erkrankten Schwester aus. Auch während die Laienschwester schlief. Sie war eben stark. Stark am Körper und stark im Geiste, nein, stark im Herzen, nicht so sehr im Geiste. Denn einmal, als Doctor Sardagna, Seiner kaiserlich römischen Majestät allerhöchster Leibmedicus, gar kurz und bündig im Consiglio mit dem freiherrlichen Hausmedico in angestaunter Wohlweisheit den unbezweifelbaren Ausspruch gethan hatte, dass das hochgnädige Fräulein Gabriele von Palm den Tag keinesfalls mehr überdauern werde, da kam auf einen Augenblick ein zwingender Neid in Josefas Herz. Sie brach völlig zusammen unter diesem Neide. Aber bald gewann sie wieder ihre Ruhe. Sie betete mit Inbrunst und segnete die so glückliche Schwester in alles aufopfernder Liebe.

Seiner römisch kaiserlichen Majestät allerhöchster Leibmedicus hatte sich abermals, zu seinem nicht geringen Ärger, geirrt.

(Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.